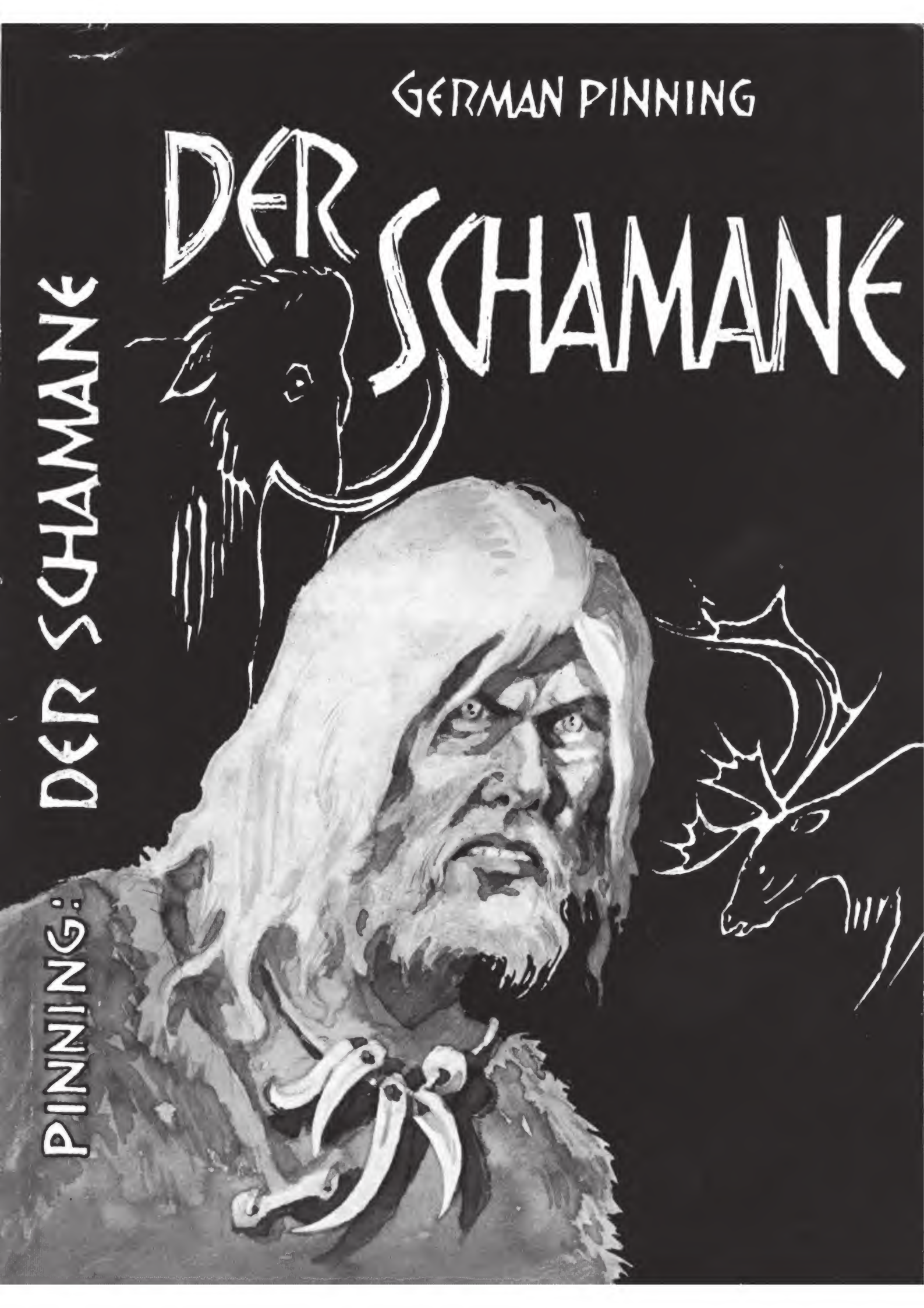
GERMAN PINNING

DER SCHAMANE



PINNING: DER SCHAMANE

German Pinning

Der Schamane

Als eine Traumerzählung hat German Pinning diese ungemein spannende Kriminalgeschichte aus grauer Vorzeit geschrieben. Mit Verschlagenheit, Suggestion und allerlei Zauberei gelingt es dem hinkenden Alf, sich zum tyrannischen Schamanen und Beherrscher des Stammes nördlicher Höhlenbewohner aufzuschwingen. Nur ein einziger durchschaut und entlarvt ihn, was ihm die Todfeindschaft Alfs einträgt. Dem Mordanschlag durch einen vom Schamanen angestifteten Stammesgenossen entgeht er nur zufällig, doch findet sein Weib dabei den Tod. Nach diesem Verbrechen flieht der Schamane, und nun entwickelt sich eine aufregende Verfolgungsjagd durch ganze Erdteile und Kulturepochen, die den Leser in atemloser Spannung hält. Immer neue Hindernisse türmen sich vor dem Verfolger auf. Weiße, schwarze und braune Stämme verfallen dem Schamanen und geraten in Unheil. Durch die Schuld des Schamanen findet schließlich auch das zweite Weib seines Verfolgers den Tod. Dadurch beginnt die Verfolgung aufs neue und strebt ihrem dramatischen Ende zu.

Zeitenthoben wie die Traumerzählung, so zeitlos ist die Gestalt des Schamanen, die bis in unsere Tage weiterlebt.

Verlegt bei Franz v. Bebenburg/Pähl

German Pinning / Der Schamane

Der Schamane

Eine Traumerzählung

von

German Pinning

19 61

Verlegt bei Franz von Bebenburg in Pähl

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten. Copyright by Franz von Bebenburg / Pähl in Oberbayern 1961. Gesetzt aus der Schwabacher Fraktur. Druck: Carl Bauer'sche Buchdruckerei, München 2. Gebunden bei Gebrüder Businger, München 9.

1.

Ich verabſchiedete mich von Gerda vor der Haustür — ſie hatte es ſich, wie immer, nicht nehmen laſſen, ihre Gäſte nach unten zu begleiten — und fragte Irwing, ob er ein Stück mit mir gehen wollte. Er gähnte hemmungslos, wobei ſeine weißen Zähne im Zwielicht des frühen Morgens glänzten wie die eines Raubtieres, und ſchlug fröſtelnd den Mantelkragen hoch.

„Danke. Ich bin reſtlos bedient. Dieſe endloſen Diskuſſionen über Dinge, die miteinander inkomparabel ſind, gehen mir auf die Dauer auf die Nerven. Dazu noch dieſer Pater-Jüngling ... Wie kann man heute noch daran glauben, daß ein Zauberwort eines geweihten Prieſters den Gott in Brot und Wein zu bannen imſtande iſt! ...“ Er ſtreckte mir die Hand entgegen, doch ich war durch den hitzigen Streit dermaßen aufgekratzt, daß ich keine Luſt hatte aufzuhören, obgleich wir beide, Irwing und ich, eigentlich der gleichen Meinung waren. Ich fragte:

„Wo hat Gerda bloß dieſen Jeſuiten aufgegabelt? Und warum hatte ſie ihn hergeſchleppt? Er hat ſie doch nicht etwa bekehrt? Oder will ſie ihn etwa verführen? Sie tat ja den Mund faſt nicht auf, ſtachelte nur bald uns, bald ihn auf, wenn wir einmal müde waren. Ein Teufelsweib, dieſe Gerda.“

„Senſationsluſt, weiter niſcht“, entſchied Irwing luſtlos. „Gute Nacht, Holthaus. Ich gehe ins Bett.“

„Morgen iſt Sonntag“, beharrte ich. „Du haſt Zeit auszuſchlafen. Komm, los, wir gehen in den Engliſchen Garten. Ein Spaziergang wird uns gut tun nach den vielen Zigaretten und der fragwürdigen Bowle.“

„Ohne mich!... Ich habe es satt, mit Vernunftsgründen gegen etwas Gestaltloses, was da Glaube heißt, anzukämpfen. Gute Nacht!" Er wartete nicht ab, daß ich seine Hand annahm, steckte sie in die Tasche und ging. Ich zuckte die Achsel und wandte mich zur Leopoldstraße. Das Päckchen mit den am Nachmittag gekauften Ölfarbentuben war zwar schwer, doch ich hatte wirklich Sehnsucht nach frischer Luft und der im Morgenlicht eines diesigen Septembertages erwachenden Natur. Die Straße war menschenleer. Von der Leopoldstraße her hörte man das Brummen und Rattern schwerer Lastzüge. Irgendwo klingelte und kreischte in den Kurven eine frühe Straßenbahn.

Im Englischen Garten schien es noch kühler zu sein. Ein feuchter Nebel zog in feinen Schwaden über dem Kies des Weges und blieb in dem kurz gehaltenen Rasen haften wie auseinandergezupfte Watteflocken. Die Baumgruppen und die Büsche waren von einem dünnen Schleier verhangen. Ein paar Amseln hüpften im Rasen oder hockten hoch in den Wipfeln und pfiffen, als wäre es Frühsommer.

Ich klappte den Kragen meines unmodernen Trenchcoats hoch und vergrub die Hände in den Taschen, das schwere Paket mit Ölfarben unter den Arm geklemmt. Ich schritt rüstig aus, und mit der Zeit wurde es mir warm. Aber im Kopf huschten immer noch die Argumente und Gegenargumente des hitzigen Redegefechts von vorhin, geisterten das schmale, aber durchaus nicht asketische Gesicht des Jesuitenpaters, der eher wie ein erfolgreicher Leichtathlet aussah, die grünlich blauen Augen Gerdas, bei denen man nie wußte, ob sie es ernst meinte oder eine Teufelei im Schilde führte, ihre vollen, kühn geschwungenen Lippen unter dem etwas knalligen Rouge, ihre Lippen, die so heiß küssen und so süß und so verletzend lächeln konnten.

Eigentlich mußte man denken, daß sich der gläubige Priester ziemlich unbehaglich fühlen müßte in unserem Kreis der mehr oder weniger jungen, ungläubigen und ziemlich

aggreſſiven Menſchen. Aber die Kontroverſe ſchien ihm im Gegenteil Spaß zu machen, als freute er ſich der Gelegenheit, ſeinen ſcharfen Witz mit dem unſeren zu meſſen. Ob er das Gefühl hatte, uns im Diſput beſiegt zu haben, als er ſich gegen zwölf verabſchiedete und als erſter ging? Kaum, denn wir waren ihm ja nichts ſchuldig geblieben. Gegen unſere Argumente konnte er ja ſchließlich nichts vorbringen als: „Hier handelt es ſich nicht um Logik oder um ſchlüſſige Beweiſe, hier handelt es ſich um Glauben.“ Irwing entgegnete ihm darauf, ſarkaſtiſch wie er war: „Gut, die Vernunft kann nicht alles ergründen; ihr ſind Grenzen geſetzt. Darüber hinaus beginnt eben der Glaube. Sie werden aber zugeben, daß die Vernunfterkenntnis nicht bei allen Menſchen gleich ſein kann. Ein niederbayeriſcher Bauer aus Hintertupfingen hat ein ganz anderes Erkenntnisvermögen als, ſagen wir, ein Profeſſor an der Uni, obgleich ich den Herren Profeſſoren keineswegs ſämtlich einen genialen Gedankenflug zutraue. Und Sie, die Kirche alſo, wollen allen Menſchen vom letzten Waldbauern bis zum intelligenteſten und mit Wiſſen vollgeſtopften Hochſchullehrer einen und denſelben Glauben aufdrängen? Ich bin Arzt, habe alſo Naturwiſſenſchaften ſtudiert. Ich habe eine Ahnung von den großen Zuſammenhängen der Natur, von dem menſchlichen Körper und der menſchlichen Pſyche, von den Geſetzmäßigkeiten, die dort herrſchen. Ich will nicht ſagen unfehlbares Wiſſen, aber eine ziemlich zuverläſſige Ahnung. Aber ein anderer hat dieſe Ahnung nicht. Er mag an die leibliche Auferſtehung glauben, an die Himmelfahrt, an das Wunder von Kanaa und die Erweckung des Lazarus. ‚Herr, er ſtinket ſchon.‘ Ich nicht. Ich weiß nicht, wie es mit Ihren Naturkenntniſſen beſtellt iſt, aber ich kann mir ſchlecht vorſtellen, daß Sie daran glauben können.“

Ich warf da etwas dazwiſchen, der dicke Lovicek, der Schriftſteller, gab ſeinen Senf dazu. Gerda lächelte ſphynxhaft, und ihr Blick wanderte von einem Geſicht zum ande-

ren, als machte ihr die Kontroverse unbändigen Spaß. Der Pater lächelte verbindlich, sprach davon, daß niemand daran dächte, allen Menschen, gleich welchen Wissensgrad sie hätten, denselben Glauben aufzuzwingen. Seinen eigenen Glauben umging er — „jesuitenhaft", wie Irwing schonungslos feststellte. Dann sagte Gerda etwas über den symbolhaften Charakter der Bibel, und der Sturm brach von neuem los.

Lovicek schrie händefuchtelnd von Schamanen, die durch Tanzen und faulen Zauber Regen beschwören. „Und Ihre Kollegen heute wollen ihren Gott in Brot und Wein bannen. Und das im 20. Jahrhundert!" Zum ersten Mal wurde der Pater scharf, aber seine Entgegnung ging im Tumult unter.

Ich lächelte im Marschieren über unseren Eifer. Eigentlich war das alles völlig zwecklos. Ein noch so langes Gespräch würde niemals einen im jahrelangen Drill abgerichteten Jünger Loyolas bekehren. Gerdas Versuch war ein Versuch am untauglichen Objekt. Oder wollte sie nur uns einen Gegner verpassen, mit dem wir uns messen sollten? Zuzutrauen war ihr das. Sie würde auch den Kardinal Frings einladen; wenn es ginge, den Papst selbst. Oder auch Chruschtschow oder Ulbricht von der Gegenseite. Ein tolles Mädel. Und niemand konnte behaupten, ihre eigene Weltanschauung zu kennen. Auch der nicht, den sie einmal mit ihrer Liebe auszeichnete. Sie äußerte manchmal Dinge, die einen überraschten, ja sprachlos machten. Und wenn man dann darüber nachdachte, dann war immer ein Quäntchen Sinn darin, der sich vielleicht in kein philosophisches System pressen ließ, aber trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — als ein Stück Wahrheit entpuppte.

Es wurde heller. Der Himmel im Osten färbte sich rötlich. Auf dem Rasen, auf den Bäumen und Büschen lag ein unwirkliches, unbekanntes Licht. Plötzlich riß der Wolkenvorhang auf, und durch das längliche Loch strömte blutrote Lohe herein, leckte über die Baumwipfel, die scheinbar in

Flammen aufgingen. Ein gebückter alter Mann mit einem Stock ſchlürfte auf dem Weg mir entgegen. Mit der Stahlſpitze ſeines Stockes pikte er Papierfetzen, leere Zigarettenſchachteln auf, die an den Bänken herumlagen, ſtreifte ſie in die dazu beſtimmten Papierkörbe ab. Über einen Querweg haſtete eine Frau in einem knallroten Popeline-Mantel vorbei, wohl ſchon zur Arbeit. Es gibt in der Großſtadt alſo auch Betriebe, die um ſechs Uhr morgens aufmachen.

Unbemerkt für mich ſelbſt erreichte ich den Aumeiſter, machte kehrt und ging auf einem anderen Wege zur Stadt zurück. Allmählich wurde ich müde. Das Paket mit Malfarben unter dem Arm erſchien ſchwer. Die Sonne ſtand nun ziemlich hoch am Horizont, das Blutrote wich einem leuchtenden Orange, dann einem feinen Goldgelb. Ich weiß noch, daß mich der Gedanke beſchäftigte, wie ein ſolcher allem Anſchein nach intelligenter junger Mann, wie der Pater vorhin, Prieſter werden und der Gemeinde Dinge predigen konnte, die er ſelbſt doch unmöglich glauben konnte. Ich ſetzte mich auf eine zwiſchen Büſchen verſteckte Bank, ſuchte vergeblich in den Taſchen nach Zigaretten, fluchte und ſtreckte die Beine aus ...

2.

Ich erwachte von einem Gefühl der Kälte, vielmehr einer nicht unangenehmen, aber immerhin läſtigen Kühle. Ich erſchauerte und blinzelte ins Licht. Mit dumpfer Verwunderung ſtellte ich feſt, daß ich nackt war bis auf einen zottigen Fellſchurz. Ein rötlich blonder Flaum bedeckte meine Arme, meine Schenkel, die Bruſt. Und als ich verſtändnislos meine Hände betrachtete, ſah ich, daß meine Nägel lang, kräftig und mit unverkennbaren Trauerrändern verſehen waren. Ich ekle mich immer vor unſauberen Fingernägeln und bin darin eigen. Und nun ...

Aber dieſe Verwunderung und dieſes Gefühl des Ekels waren irgendwie ſeltſam dumpf, als rührten ſie von einer anderen Perſon her, nicht von mir ſelbſt. Auch als ich ſah, daß die Bank verſchwunden war und ich auf einem Haufen abgefallenen Laubes lag, wunderte ich mich nicht zu ſehr. Es war, als hätte eine Hälfte von mir das und nichts Anderes erwartet. Ich ſtand auf, erſchauerte in der Morgenfriſche — die Sonne war nicht höher geſtiegen, eher im Gegenteil — reckte mich genüßlich, gähnte ausgiebig und völlig unverhüllt und muſterte meine Umgebung.

Es war nicht mehr der gepflegte und ſaubere Engliſche Garten um mich herum. Es war wohl eine parkähnliche Landſchaft, aber man ſah ihr an, daß keine Menſchenhand daran etwas geändert oder geordnet hatte. Hie und da ragten gewaltige Sumpfeichen, Birken und andere Bäume in kleinen Gruppen empor, dichtes wildes Gebüſch wucherte an ſchmalen und anſcheinend ſeichten Waſſerrinnen. Der Himmel war klar und kühl, das Laub hie und da mit herbſtlichem Gold geſprenkelt.

Ich verſpürte Durſt und ging zur nächſten Waſſerrinne. Etwas wunderte mich an meinem Gang: ich ging nicht aufrecht und frei, wie ich es gewohnt war; ich ſchlich gebückt, mit ſcharfen Seitenblicken, denen nicht die leiſeſte Bewegung in der Umgebung entging, angeſtrengt lauſchend und das leichteſte Geräuſch ſofort wahrnehmend. Es dauerte mehrere Minuten, bis ich das nächſte Waſſer erreichte — es war kaum zehn Meter in der geraden Linie entfernt. Aber im Heranpirſchen blieb ich ſorgſam in Deckung der Büſche und des an manchen Stellen recht hohen Graſes. Nachdem ich noch eine Weile aufmerkſam geſichert hatte, ließ ich mich auf die Kniee nieder und ſchöpfte das klare Waſſer mit hohler Hand zum Mund. Es ſchmeckte köſtlich, wirklich köſtlich. Beſſer als die Bowle bei Gerda. Ich trank nicht viel und war dabei ſorgſam bedacht, den Körper mit dem kühlen Naß nicht zu beſprengen. Ich war gerade dabei, mich auf-

zurichten, als ein leiſes Geräuſch in der Buſchgruppe rechts mich auf der Stelle erſtarren ließ. Alle Sinne geſpannt wie Geigenſaiten kniete ich am Waſſerrand und lauſchte, ſicherte, witterte. Jawohl, ich witterte, ich ſpürte förmlich die vielen mannigfaltigen Gerüche in der Naſe, den Geruch des Waſſers und der Waſſerpflanzen am Rand, des Laubes der Büſche, des faulenden Baumſtrunks, der halb aus dem Waſſer ragte. Der leiſe Wind trug andere Gerüche her, darunter einen, der meine Rückenhaare ſich ſträuben ließ. Es war ein ſcharfer, feindſeliger Geruch, den ich genau kannte, haßte und fürchtete. Meine Finger krampften ſich automatiſch um einen runden Stein, der neben mir im Waſſer lag. Die Linke griff nach dem ſchweren Fellbeutel neben meinen Knien. Ich verhielt den Atem und ſuchte mit dem Blick die Laubkuliſſe des Buſchwerks zu durchdringen.

Und dann ſah ich's. Etwas großes, langes, braunes, ſchwarz Geſprenkeltes ſchob ſich lautlos zwiſchen zwei Büſchen zum Waſſer. Mein Herz ſchlug zum Zerſpringen. Im nächſten Augenblick nahm das undeutliche Etwas Geſtalt an. Eine rieſige Katze, doppelt ſo groß wie der größte Tiger in Hellabrunn, trat ans Waſſer und ſenkte die Schnauze hinein. Blutige Strähnen zogen ſich von ihren Lefzen und der ſchlabbernden breiten Zunge durch die ſchwache Strömung. Auch die wohl ellenlangen Hauer des Tieres, die den Unterkiefer nach unten weit überragten, waren blutbeſudelt. Der Tiger hatte ein Wild geſchlagen, war ſatt und kam zur Tränke.

Während ſeine blaßrote breite Zunge gierig das Waſſer ſchlabberte, ſank ich unhörbar in mich zuſammen, machte mich klein und zwiſchen den Grasſtengeln unſichtbar und kroch rückwärts aus der Nähe des Todes, den Blick immer an das Großtier auf der anderen Seite der Waſſerrinne, die es in einem Sprung hätte überqueren können, geheftet. Den nutzloſen Stein hielt ich dabei krampfhaft in der Rechten.

Wahrſcheinlich verurſachte ich trotz aller Vorſicht doch

ein Geräuſch, denn die Großkatze hob jäh den maſſigen Kopf und witterte. Ich erſtarrte auf der Stelle. Ich war mehr tot als lebendig. Ich ſah den Tiger zum Sprung anſetzen ...

Doch dann brummte er nur dumpf und ſenkte wieder den Kopf zum Waſſer. Er war ſatt, und das kleine Menſchlein auf der anderen Seite des Baches bedeutete keine Gefahr. Er trank weiter, und ich ſetzte meinen vorſichtigen Rückzug fort, bis ich weit genug von dem Ungeheuer war, mich aufrichtete und in langen Sprüngen davon jagte.

Das Herz ſchlug mir immer noch heftig, doch nun erfüllte mich eine unbändige Freude an der unerwarteten Rettung. Manchmal ſprang ich im vollen Lauf vor lauter Übermut in die Luft, warf den Stein hoch, fing ihn wieder. Doch als ein anſcheinend verſchlafener Haſe direkt unter meinem Fuß hochging und davonzurennen verſuchte, traf ihn mein Stein mit tödlicher Sicherheit.

Ich hob meine Beute auf. Sie war warm und einige Tropfen Blut ſickerten aus der kleinen Kopfwunde. Ich leckte ſie vom braunen Fell ab. Es ſchmeckte warm und ſüßlich. An meiner Bruſt baumelte an einem Baſtſtrang ein behauener Feuerſtein, deſſen Schneidkante zwar ſchartig, aber ſcharf war. Ich ſicherte nach allen Seiten, legte das ſchwere Paket ab, hockte mich unter einem Erlenbuſch nieder und ſchnitt dem toten Haſen die Kehle durch. Das Blut floß reichlicher, und ich trank es gierig. Dann band ich die Beute an den Fellbeutel und warf dieſen über die Schulter, indem ich die Linke in die Riemenſchlaufe ſteckte. Dann trabte ich ſtetig und zielbewußt weiter.

Ein Reh mit einer Kitz wechſelte erſchreckt aus dem Freien ins Dickicht. Einen Augenblick ſchwankte ich, doch dann ſetzte ich meinen Weg fort. Ich hatte ja ſchon Jagdbeute, und dieſe würde reichen. Auch für Urda.

Urda war ein Begriff für mich. Richtiger, für die eine Hälfte meines Ichs, die immer mehr Beſitz von meinem Bewußtſein ergriff. Die andere Hälfte, die vor einiger Zeit,

vielleicht vor Stunden, vielleicht vor Minuten nur, auf einer Bank im Engliſchen Garten eingeſchlafen war und die ſich immer wieder über die neue Hälfte dumpf wunderte, trat immer mehr zurück, verwiſchte ſich gleichſam. Ich merkte, wie ſich mein Mund breit zog, wenn ich an Urda dachte. Anſcheinend liebte mein neues Ich dieſe Urda — dabei wußte ich gar nicht, wie ſie ausſah, ja nicht einmal, ob es ein männliches oder weibliches Weſen war.

Es dürfte gegen Mittag geweſen ſein, als ich die Waldregion erreichte. Mächtige Bäume, deren Namen mir nicht geläufig ſind, ſtiegen in Wellen an ſanften Hügeln hinan. Am Rande unten wucherte dichtes Unterholz, durch das beim erſten Blick kein Durchkommen zu ſein ſchien. Irgendwelche wächſernblaſſe Windblüten ſtrömten trotz ſpäter Jahreszeit einen berauſchend ſüßen Duft aus. Sie bedeckten das Gebüſch mit einem dichten ſtachligen Netz und ſchienen die Gaſtpflanzen förmlich zu erſticken.

Ich trabte unbeirrt auf eine beſtimmte Stelle im Wall des Dſchungels zu, und dann war ein ſchwarzes Loch im Grün des Laubs und der Windenblätter da, niedrig, daß man ſich tief bücken mußte, und eng, daß gerade ein Menſch oder ein Hirſch vielleicht ſich da hindurchzwängen konnte. Nach einem raſchen Blick über die Schulter tauchte ich in die grüne Finſternis des Wildpfades. Blätter und Zweige ſtrichen rechts und links an meinem Körper vorbei. Der Duft der Windenblüten wurde ſchier unerträglich. Die Luft war kühl und feucht. Der Trampelpfad war wohl ſeit Jahrhunderten ausgetreten, nur Wegerich und einige andere anſpruchsloſe Pflanzen vermochten ſeine harte Kruſte zu durchbrechen. Er ſtieg erſt langſam, dann ſteiler hinan und plötzlich war ich im Hochwald. Gewaltige Stämme ragten wie Säulen empor und die Baumkronen bildeten ein Zelt oben, durch das kein Sonnenſtrahl hindurch konnte. Der Boden war mit abgefallenen Äſten, raſchelndem, totem Laub bedeckt. Hie und da lag ein vom Sturm gefällter oder vom Alter zerfreſſener

Baumrieſe, bereits mit dichtem Moos überzogen, mit dicken, verrenkten nackten Zweigen und einem gewaltigen Wurzelknollen zwiſchen ſeinen noch lebendigen Genoſſen. Manchmal ſtützte er ſich mit der abgeſtorbenen Krone an ein oder zwei ſtehenden Bäumen, drohte ſie mit niederzureißen. Wilder Hopfen und Efeu rankten um viele Stämme, eine ungeheure Dicke vortäuſchend.

Meine Füße ſuchten ſicher den Weg, ich ſtolperte kein einziges Mal und verlangſamte nicht das ſtetige Tempo. Und obgleich der Weg anſtieg und ich eine ziemliche Laſt auf der Schulter trug, blieb mein Atem regelmäßig und der Herzſchlag ruhig. Nur die Augen, die Naſe und die Ohren ſpannten ihre Sinne an, ohne auf den Weg zu achten. Einmal blieb ich in vollem Lauf ſtehen, an einen dicken Baumſtamm geſchmiegt, lugte vorſichtig um die Ecke. Ein brauner Bär kreuzte den Wechſel, ruhig und ſelbſtbewußt, anſcheinend nichts befürchtend. Nur ſeine runden Ohren ſpielten aufmerkſam, und die Schnauze vollbrachte ulkige Bewegungen beim Bemühen, Witterung aufzunehmen. Er verſchwand hinter einem gefallenen Baum, und nach einer Weile ſetzte ich meinen Weg fort. Ein anderes Mal riß ſich aus einem Graskiſſen ein rieſiger Auerhahn hoch und entſchwand unter dröhnendem Flügelklatſchen zwiſchen den Bäumen. Ein Eichhorn zeterte aufgeregt von einem hohen Aſt herunter, während ich weiterging, ein Eichelhäher ſchloß ſich ihm an und nahm die Verfolgung auf, bis ich mit einem abgebrochenen Aſt nach ihm warf. Er kreiſchte noch einmal wütend auf und zog es dann vor, mich in Ruhe zu laſſen.

Der Boden wurde feuchter, das Moos weicher und giftgrüner. Wieder kam Unterholz auf, Erlen und andere Feuchtigkeit liebende Sträucher. In einer Senke gurgelte leiſe ein Bach. Dichte Himbeerbüſche umſtanden ihn, Ebereſchen ſpreizten ihr grünes Blättergefieder. Ich ſicherte angeſtrengt. Und wirklich, auf der anderen Seite des Baches tönte Schlüfen, leiſes Brummen und Schmatzen. Ich wußte genau, was oder

wer es war: eine Bärenfamilie beim Beerenſuchen. Auch ich pflückte im Vorbeilaufen eine Hand voll ſpäter Himbeeren und ſteckte ſie in den Mund. Um die Bären kümmerte ich mich nicht. Sie würden keinem etwas tun, der ſie in Ruhe läßt.

Marder, Iltiſſe, Füchſe, Dachſe gab es hier in Mengen. Jeden Augenblick baumte ein Hermelin, noch in ſommerlichem Graubraun, oder ein Wieſel auf, zeterte kurz und verfolgte neugierig mit runden funkelnden Äuglein meinen Lauf. Einmal fauchte mich ein ſchwarzer Vielfraß von einem Aſt herunter an. Ein anderesmal erklang das heiſere Miauen eines Luchſes, das mich erſt zuſammenzucken ließ, denn die Erinnerung an die Großkatze unten in der Savanne war noch zu friſch.

Und dann ſtand ich vor einer ſenkrechten Felſenwand, an der hie und da wilde Geranien und irgendwelche andere Pflanzen heraufkletterten. Der Platz vor der Felswand war feſtgetreten; nackter, grauer, feſter Lehm mit Spuren von Feuerſtellen und einem Haufen blankgenagter Tierknochen. In der Wand ſelbſt gähnte ein ſchwarzes Loch, bei deſſen Anblick mein Herz höher ſchlug. Aus dem Loch drang ein warmer, anheimelnder Geruch von Lebeweſen, ein wenig Rauch, ein wenig Verweſungsgeruch. Ich blieb vor der Höhlenöffnung ſtehen, blickte hinein und ließ einen rufenden Laut hören.

Eine bekannte Stimme antwortete von innen. Dann zeigte ſich ein wirrer gelber Schopf, und dann ſtand Urda vor mir, lang, breitſchultrig, ſchmalhüftig und nackt wie ich. Ihre Zähne blitzten mir entgegen. In irgendeinem anderen Leben hat mein ſchon halb vergeſſenes andere Ich Urda unter einem anderen Namen gekannt. Richtig, das war ja Gerda. Weder elegant, noch mit make-up, noch blaſiert, aber es war ſie.

Die Begrüßung war kurz, wortkarg. Ich glaube, wir ſagten nur: „Biſt du da? — Ich bin da. — Was haſt du da? — Ich habe einen Haſen erbeutet. — Wie fein! Ich habe Wurzeln gegraben.“

Ich glaube, das war es etwa, was wir uns zu ſagen hatten. Denn die Sprache, in der wir ſprachen, verſtand ich nicht. Es war eine rauhe, ſilbenarme Sprache. Aber ſie erwärmte das Herz und machte glücklich. Auch als wir gebückt hintereinander in die Höhle krochen und dann auf einem weichen, ſtark riechenden Fell lagen und uns mit plötzlich erwachter Leidenſchaft liebten, ſprachen wir nicht viel. Aber an den abgeriſſenen Lauten, die ihrem halboffenen Mund entwichen, ſpürte ich, daß ſie nicht weniger ſelig war als ich ſelbſt.

Als ſie ſich erhob und ans Feuer trat, das kaum merklich unter einer Schicht weißer Aſche glimmte, lachte ſie mich an und ſtrich mit den Fingern über mein Haar. Die Hand war hart und kräftig, aber die Berührung war eine himmliſche Liebkoſung, und ich lächelte müde und glücklich zurück.

Die Höhle war geräumig und trocken. Noch herrſchte in ihr der ſcharfe Ruch des früheren Bewohners, eines halbblinden, rheumatiſchen Höhlenbären, den ich eines Tages ohne viel Heldentum und Mühe erlegt hatte und deſſen Fell uns nun als Ehelager diente. Sein Schädel, ſauber von Fleiſchreſten gereinigt und mit langen ſchlechten gelben Zähnen grinſend, ſchaute von einem natürlichen Sims in der Höhlenwand auf unſer Glück herab. Und Urda trug um den Hals ein Gehänge aus ſeinen gewaltigen, aber ſtumpfen Krallen.

Außer der etwas erhöhten und durch drei Steine geſchützten Feuerſtelle, dem Bärenfell und einem Haufen anderer Felle, mit denen wir uns in der kalten Jahreszeit zudeckten, enthielt die Höhle keinerlei Einrichtung. In einer Ecke ſtanden unſere Speere, mit Feuerſteinſpitzen bewehrt, lehnte mein ſchweres Steinbeil — warum ich faſt waffenlos ſo weit von unſerer Behauſung gewandert war, weiß ich nicht mehr.

Urda machte ſich an dem Haſen zu ſchaffen. Es war nicht einfach, dem Tier das Fell abzuziehen mit nichts als einem unhandlichen Steinmeſſer, aber ſie ſchaffte es doch, lachte triumphierend und begann das Feuer anzufachen. Ich beobachtete, wie ihre geſchickten Hände die trockenen Zweige in kleine

Stücke brachen und auf die Glut legten, wie ſich ihre Backen aufblähten, wenn ſie darauf blies. Und ich hatte ein ſattes und zufriedenes Gefühl des ſicheren Beſitzes. Sie war mein, und ich gehörte ihr. So etwas muß ich wohl dabei gedacht haben.

Sie zerſchnitt das Haſenfleiſch in kleine Scheibchen, ſpießte ſie auf einen dünnen Zweig und begann es über dem luſtig kniſternden Feuer zu braten. Der Geruch kitzelte die Naſe und ließ das Waſſer im Munde zuſammenlaufen. Ich richtete mich auf, rückte näher zum Feuer.

Nach dem Fleiſch knabberten wir irgendwelche gelbliche Wurzeln, die bekannt ſchmeckten, dann ſteckte ich mir einen friſchen Weidenzweig zwiſchen die Zähne. Er diente als Zahnbürſte und ſchmeckte leicht bitter, aber angenehm. Umſtändlich knüpfte ich den Riemen meines Fellbeutels auf, ſchüttelte den Inhalt auf den Boden. Es waren rote und gelbe Stücke Erde, die leicht krümelten. Urda ſchaute über meine Schulter zu. Sie ſagte: „Deshalb mußteſt du eine ganze Nacht fort?“ Ich grinſte zurück: „Hier gibt es das nicht.“

Ich holte mir einen holen flachen Stein und einen runden — ſie lagen an der Höhlenwand bereit, — legte etwas von dem abgebröckelten roten Geſtein in die Höhlung und zerrieb es mit dem runden Stein zu Pulver. Dann ließ ich mir von Urda eine flache ungebrannte irdene Schüſſel reichen, tat das Pulver hinein und goß aus dem irdenen Krug ein wenig Waſſer nach. Mit der Hand knetete ich das rote Pulver zu einer breiigen Maſſe, goß immer wieder Waſſer nach, bis der Brei die richtige Dicke hatte — dickflüſſig und ſämig.

Dann reinigte ich den ausgehöhlten Stein von dem roten Pulver und auch den runden, mit dem ich gerieben hatte, und wiederholte die Prozedur mit dem gelben Geſtein. Urda kaute an ihrem Weidenzweig und ſchaute mir ſchweigend zu.

Als alles fertig war, richtete ich mich auf, nahm beide Näpfe mit Farbe und trat an eine niedrige Öffnung in der Wand, die ſcheinbar zur Unterwelt führte. Auf allen Vieren

kroch ich einen gewundenen, ſchmalen und niedrigen Gang im Dunkeln weiter, der ſich bald etwas erweiterte und höher wurde, ſo daß ich faſt aufrecht weiter gehen konnte. Es war pechfinſter, doch ich ſchien den Gang genau zu kennen und ſtieß nirgends an.

Hinter mir keuchte gebückt Urda, einen glimmenden Zweig als Fackel in der Hand. Die Luft war kühl und trocken. Als Urda den Zweig zu einer kleinen Flamme anblies, konnte man ſehen, daß wir uns in einer rundlich geformten, unterirdiſchen Kammer befanden, deren Wände verhältnismäßig glatt waren. Unzählige Zeichnungen bedeckten die Wände und die Decke — wenn ich mich aufrichtete und die Hand hob, konnte ich die gewölbte Decke berühren.

Ich ſetzte die beiden Näpfe vorſichtig auf den Boden und ſchaute mich zufrieden um. Urda nahm aus einem Reiſighaufen einen größeren und kienigen Zweig und zündete ihn an dem kleinen an. Es wurde heller. Die Flamme flackerte etwas, und die zahlloſen Tiere, die mit knappen Kohlenſtrichen an der Wand angedeutet waren, ſchienen Leben zu bekommen. Ich ſah, wie Urda erſchauerte, und lächelte ihr zu. Die Tiere lebten nicht, ſie waren meine Geſchöpfe. Ich hatte ſie an dieſe Wand und an die Decke gebannt. Meine Hand führte die Striche, wiſchte ſie aus, wenn ſie mir nicht gefielen, zog neue, bis ich, der Schöpfer, zufrieden war. Bärtige, urige Biſone waren es vorwiegend, aber auch zottige Bären, Wildpferde und ein majeſtätiſcher Kronenhirſch.

Ich ergriff ein Stückchen Kohle aus der erloſchenen Feuerſtelle und trat an die Stelle der Wand, wo die dargeſtellten Wildpferde mir nicht recht gefielen. Ich wiſchte die Striche mit der Hand fort. Urda ließ einen kleinen bedauernden Laut hören. Ich grinſte vor mich hin, und dann zog meine Hand mit einem langen, ſicheren Strich den Nacken, die leicht geſchwungene Rückenlinie und an den ſchlangenartig bewegten Schwanz des Säbelzahntigers nach. Der Kopf machte mir zuerſt Schwierigkeiten, und ich mußte mehrfach wiſchen und

nachziehen, doch dann war er da, die teufliſche Fratze mit den ellenlangen, ſäbelförmig gebogenen Eckzähnen, dem ſchräggeſtellten boshaften Auge, den angelegten kleinen Ohren und den borſtigen Barthaaren über den geſchwungenen Lefzen. Urda ächzte kaum hörbar, und ich wußte, daß ſich dabei ihre Körperhaare ſträubten — wie die meinen. Auch der ſchleichende Schritt der mit gewaltigen Krallen bewehrten Vorderpranken und die urige, gebändigte Sprungkraft der Hinterläufe gelangen mir — das Erleben der Begegnung am Morgen zitterte in mir noch nach.

Endlich trat ich zurück — Urda hatte inzwiſchen ſchon den dritten Aſt angezündet und atmete ſchwer und ſchnell. Der Anblick des verhaßteſten der Menſchenfeinde erſchreckte ſie. Ich roch ihren ſcharfen Angſtſchweiß und tätſchelte beruhigend ihre Schulter. Sie fragte faſt böſe: „Warum das? Ich habe Angſt.“ Ich ſagte: „Ich bin ihm heute früh begegnet an der Tränke. Er tat mir nichts.“

Und dann nahm ich die Farbnäpfe und verſuchte, die Zeichnung zu kolorieren. Aber der Tiger wurde entweder zu gelb oder zu rot, und ich hielt in meinem Tun inne. Es war eben kein Graubraun auf meiner Palette. Aber an der Stelle, wo ich mit der in Farbe getauchten Hand an die Kohlezeichnung gekommen war, war die Farbe etwas verſchmiert, das Schwarz der Kohle ergab mit dem gelben Ocker ein gewiſſes Braun, das mir zu paſſen ſchien. Ich krümelte etwas Kohle in den Napf mit Ocker, vermiſchte die Farbe mit den Fingern. So ging es. Ich legte die Farbe mit der Handfläche an. Für die Wamme, für den Bauch, mußte ich Weiß haben. Irgendwo mußte doch ein Stück Schlemmkreide ſein — ah, da lag ſie an der Wand, ein ſich fett anfühlendes weiches Stück weißes Geſtein. Ich war ſo in die Arbeit vertieft, daß Urda mir zweimal zurufen mußte, daß wir kein Kien mehr hätten. Ich ſagte unmutig: „Dann hol' doch welches!“ Und arbeitete weiter. Der weiße Rand der Lefzen, die glänzenden Hauer, das Innere der Ohren — es trat plaſtiſch aus der Wand heraus.

Und ausgerechnet jetzt mußte ich aufhören, weil Urda nicht für Kien geſorgt hatte!

Ich hätte ſie ſchlagen können, doch ſie ſetzte ſich zur Wehr: „Soll ich allein runter? In den Wald? Du biſt mir der richtige Mann!“

Ich hatte inzwiſchen die Lefzen und die Zunge des Tieres rot nachgezogen, nicht zu ſtark, nur gerade angedeutet, wie es in der Natur auch war, und ſein Kopf wurde noch grauſamer, lebendiger, gefährlicher. Doch gerade, als ich noch den roten Funken in das boshafte Auge ſetzen wollte, erloſch der Kienſpan, und Urda ſchrie ängſtlich und verärgert auf. Ich klatſchte ärgerlich mit der flachen Hand gegen die Höhlenwand, rieb dann die noch farbfeuchte Handfläche am Oberſchenkel und ſagte: „Dann gehen wir eben. Aber jagen muß ich doch auch noch.“

Wir krochen im Finſtern den ſchmalen Gang zurück in unſere Wohnhöhle. Urda lachte, als ſie mich bei Licht betrachtete. Ich war im Geſicht und am Körper mit Farbe beſchmiert und muß gefährlich ausgeſehen haben. Sie nahm ein Stück Haſenfell, ſpuckte darauf und verſuchte, die unfreiwillige Bemalung abzuwiſchen. Mir ſchien das unweſentlich, und ich, mein anderes, halb vergeſſenes Ich, wunderte ſich dumpf über dieſe Gleichgültigkeit dem eigenen Äußeren gegenüber. Dieſes andere Ich war nämlich in dieſer Beziehung ſeit ſeiner Kindheit eigen.

Ich ſchob Urdas Hand beiſeite und ergriff meinen Speer und den ſchweren Kampfhammer. Auch Urda nahm einen Speer, einen leichteren, und wir verließen unſere Höhle — ich vorneweg, die Frau hinter mir her.

Lautlos ſtiegen wir den ſchmalen Pfad zum Bach hinunter, wo das Dickicht uns mit tauſend Geräuſchen und Gerüchen empfing. Die Sonne ſtand ſchon tief; und das Leben des Waldgetieres erwachte. Unten, an einer Stufe des Hanges, bildete das Bächlein einen kleinen Tümpel, die Tränke der wilden Tiere. Rehe und Hirſche waren dort bei ſinkender Dämme-

rung anzutreffen, aber auch andere, gefährlichere Tiere, Wölfe, Bären, Vielfraße, Luchſe. Wir duckten uns und pirſchten uns behutſam heran. Ein leiſer Zungenlaut Urdas ließ mich auf der Stelle erſtarren. Sie wies mit der Speerſpitze nach vorn. Dieſe Spitze zitterte etwas. Ich blickte hin. Doch bevor ich etwas ſah, hörte ich es: das Schlabbern einer breiten Zunge im Waſſer. Ein ſelbſtſicheres, nicht ein bißchen gedämpftes Schlabbern und Schlürfen. Es war ein Großtier, das ſich völlig ſicher fühlte. Ich machte den Zeigefinger mit Spucke naß, hielt ihn hoch, um die Windrichtung feſtzuſtellen. Der Windhauch ſtand günſtig, das Tier konnte uns nicht wittern. Dafür ſpürte meine Naſe einen ſcharfen Geruch im leiſen Windzug, und mein Körperhaar ſträubte ſich. Und dann ſah ich etwas dunkles, maſſiges durch das dichte Gitter des Laubs. Ein Bär? Oder gar ein Säbeltiger? Ich ſchwankte. Das vernünftigſte wäre, ſich leiſe davon zu ſchleichen. Andererſeits würde die Witterung des reißenden Tieres das andere Wild verſcheuchen, das ſich heute Abend kaum mehr an dieſe Tränke wagen würde. Und wir mußten Fleiſch haben.

Während ich noch ſo überlegte, wendete der Wind kaum merklich, und plötzlich hörte das Schlabbern auf. Jetzt ſicherte das Tier. Nun war es zu ſpät für den Rückzug. Mir wurde es trocken im Gaumen, und ich roch jetzt meinen eigenen Angſtſchweiß — ſcharf und ſäuerlich. Ich ſchob Urdas zitternden Speer zur Seite, bedeutete ihr mit einer Ellbogenbewegung zurückzutreten und duckte mich, die Speerſpitze vorgeſtreckt.

Im nächſten Augenblick raſchelten und knackten die Zweige, das Dunkle, Braune ſchoß nach vorn, und dann ſah ich die zur Fratze verzerrte Schnauze eines großen Braunbären. Seine kleinen, dunklen Äuglein funkelten boshaft, die Lefzen waren zurückgezogen und entblößten ein gefährliches Gebiß. Er bewegte ſich mit der Geſchwindigkeit eines Wildpferdes auf mich zu in der klaren Abſicht, mich anzunehmen. Ich

stützte den Stumpf des Speerschaftes gegen eine Baumwurzel, hielt den Schaft mit beiden Händen fest und wartete geduckt und mit gebleckten Zähnen. Ich hörte dabei das schrille Kreischen Urdas, die den Riesen zu einem noch ungestümeren Angriff anreizte in der Hoffnung, daß er dann die drohende Speerspitze übersehen und hineinrennen würde.

Sekunden schlichen wie Stunden. Und dann spürte ich in den Fäusten den Ruck, als der Bär mit der breiten Brust, genau links unter dem Schlüsselbein, gegen den Speer anrannte. Ein Schlag der gewaltigen Pranke zerschlug den Schaft, und fast wäre ich auf den Zottigen gestürzt, als er stumm und schwer zu meinen Füßen zusammenbrach. Ich richtete mich auf und löste den schweren Hammer aus der Schlinge. Doch es war nicht mehr nötig. Der Feind war tot und rührte sich nicht. Er hatte sich die steinerne Speerspitze selbst ins Herz gejagt.

Das schrille Triumphgeschrei Urdas erfüllte die Luft. Ich fuhr ärgerlich herum. Es brauchte niemand zu erfahren, daß wir nun Fleisch hatten. Wir brauchten nicht zu teilen, solange niemand von unserer Beute wußte. Ich sagte: „Schrei nicht. Wenn der Alte dich hört, oder einer vom Stamm . . . Hör auf!“

Sie verstummte, aber ihre Augen glänzten ganz unnatürlich. Sie war stolz auf mich, und das tat wohl. Aber sie begriff, daß ich recht hatte.

Es dauerte Stunden, bis wir mit den primitiven Feuersteinmessern das große Tier aufgebrochen hatten. Es war schon ganz dunkel geworden, und nur der Vollmond beleuchtete durch die Zweige der Bäume die Szene. Urda mußte mehrere Male zur Höhle rennen, um das Fleisch hinaufzuschaffen und neue Messer zu holen, wenn die alten zerbrachen oder stumpf wurden. Wir waren blutbeschmiert, müde und schwitzten. Rings um uns versammelten sich spitzähnliche Hunde, winselten, kläfften und heulten, durch den Blutgeruch fast zum Wahnsinn getrieben. Und als wir endlich das Gerippe,

mit wenigen Fleiſchfetzen daran, und das Eingeweide liegen ließen, um hinaufzugehen, ſtürzten ſich die Hunde darauf, und wir konnten noch lange ihr wütendes Geraufe um die Überreſte des Bären hören.

Der Mond ſchien hell auf den Platz vor der Höhle. Ich ſtieg als erſter hinauf und blieb wie angewurzelt ſtehen. Wieder ſträubten ſich meine Nackenhaare, und die Fauſt umſchloß den Griff des ſchweren Hammers.

Mitten im Mondſchein kauerte ein Menſch vor dem Höhleneingang. Ein Menſch — das bedeutete ein Feind, weil ich vor Wochen dem Alten Urda abgejagt und mich vom Stamm getrennt hatte. Ich wußte es und hob leiſe den Hammer. Urda ſchaute über meine Schulter, ich hörte ſie laut und raſch atmen, dann lachte ſie leiſe und legte mir die Hand auf die Schulter.

„Alf, es iſt nur Alf", ſagte ſie. Ich ſah, daß ſie recht hatte, aber was beſagte das! Alf brauchte nur dem Alten zu hinterbringen, wo wir jetzt hauſten, und dann wäre der Stamm hinter uns her, weil wir das Geſetz gebrochen hatten, weil ich als der jüngſte Jäger dem Alten das Mädchen, das er ſich wünſchte, abgenommen hatte. Alf hinkte und galt im Stamm als Jäger nicht als vollwertig. Er war ſchwächlich, aber ſeine Augen waren ſcharf und der Mund grauſam. Ich mußte ihn töten. Ich ſchwang den Hammer und trat einen Schritt vor.

Alf hob die Rechte und rührte ſich ſonſt nicht. Im Mondſchein ſah ich, daß er lächelte. Es wunderte mich. Er mußte ja wiſſen, daß ich ihn töten wollte, ja mußte, wenn ich nicht wollte, daß mich der Stamm zu Tode hetzte. Aber er lächelte. Unwillkürlich blieb ich mit erhobenem Hammer ſtehen. Urda flüſterte: „Töte! Er erzählt es ..."

Alf ſagte leiſe in ſeiner verhaltenen Art: „Du brauchſt mich nicht zu töten, Naal. Ich bin kein Bär, gebe kein Fleiſch."

Ich ſagte: „Du weißt, daß ich dich töten muß. Der Stamm ſoll nicht wiſſen, wo wir leben." Aber es klang ſelbſt für mich nicht ſehr überzeugt. Alf lachte. „Was gibſt du mir für eine

gute Kunde? Einen Bärenschinken? Du hättest den Bären nicht erschlagen, wenn ich ihn nicht verzaubert hätte. Ich habe alles gesehen — ich war auf dem anderen Ufer des Tümpels. Ich habe gesungen, und er rannte in deinen Speer. Sonst hätte er dir den Speer aus der Hand geschlagen."

Ich lachte. „Ist das deine gute Kunde? Singe jetzt, damit ich dich nicht erschlage!"

Ich hörte, wie Urda scharf den Atem einzog. Sie glaubte wohl an Alfs Märchen. Alf sagte: „Es ist eine andere Kunde. Der Alte ist hinüber, Naal. Der alte Säbeltiger hat ihn gestern gefressen. Muir ist jetzt der Alte. Der Stamm tut dir nichts mehr."

Das war allerdings gute Kunde. Ich senkte den Hammer, blickte Urda an. Sie blickte den Hockenden mißtrauisch und haßvoll an. „Er lügt, um dir einen Bärenschinken abzuschmeicheln", zischte sie. „Glaube ihm nicht."

Statt einer Antwort griff der Hinkende in den an der Brust hängenden Beutel und streckte uns dann die offene Hand entgegen. Auf seiner schmalen Handfläche lag die seltsame glitzernde durchbohrte Muschel, die der Alte als Schmuck und Zeichen seiner Würde getragen hatte. Es war ohne Zweifel die Muschel — ich erkannte sie an dem einen ausgebrochenen Zacken. Es war die Muschel des Alten, von der er sich nicht einmal in der Nacht trennte, seit er sie von einem kleinen braunhäutigen Jäger aus dem Süden im Kampf erbeutet hatte. Die Schädeldecke des Jägers diente dem Alten als Trinkschale. Ich fragte: „Woher hast du das?"

Alf lachte. „Dem Reißer schmeckte die Muschel nicht. Er spuckte sie aus. Ich nahm sie an mich, nachdem er zur Tränke ging."

Ich fragte: „Wo war das?"

„In der Steppe unten. Nicht weit von dem Hügel mit der bunten Erde."

Ich holte tief Atem. Das war der Reißer, den ich am Morgen am Tümpel gesehen. Jetzt glaubte ich dem Hinkenden.

Die Spannung ließ nach. Ich ſagte: „Du ſollſt deinen Schinken haben. Mich hat der Reißer nicht behelligt, obgleich wir Auge in Auge ſtanden. Ich werde ihn töten und den Alten rächen.“

*

Mich ärgerte es, daß Alf keine Anſtalten machte, zu gehen. Er erzählte über die Ereigniſſe innerhalb des Stammes, von der letzten gemeinſamen Jagd des Stammes auf Wiſente, von dem Raub zweier Jungmädchen durch die Bogenſchützen vom Großen See, von dem Tod der Altmutter, von dem neuen Alten, dem ſtarken und gutmütigen Muir, der nachts auf dem Gipfel des Berges zu ſitzen und die Sterne zu zählen pflegte und zu ſchwer für die Jagd geworden war. Wir waren ein Vierteljahr vom Stamm fort, und es hatte ſich inzwiſchen mancherlei ereignet, das namentlich Urda beſchäftigte. Sie war auch nicht müde, Alf zuzuhören und ihm immer neue Fragen zu ſtellen. Mich ärgerte es, wie geſagt, aber es war nicht üblich, einen Gaſt zum Gehen aufzufordern. Ich hörte mit einem halben Ohr zu und gähnte ab und zu, um den beiden zu zeigen, daß es Zeit wäre, ſchlafen zu gehen.

Endlich merke es Urda und ſagte zu Alf — auch darüber ärgerte ich mich, ſagte aber nichts: „Bleib hier zur Nacht. Da ſind ein paar Wolfs- und Hundefelle. Nimm dir und ſchlafe.“

Ich verbiß ein raſches Wort, das mir entſchlüpfen wollte, und ſtreckte mich wortlos auf dem Bärenfell aus. Das Feuer war im Ausgehen. Urda legte einen dicken Aſt nach, deckte ihn mit warmer weißer Aſche. Dann ſchlüpfte ſie zu mir, preßte ihren kühlen Rücken an meine Bruſt und ſchlug die eine Seite des ſchweren Fells um uns. Ich hörte, wie Alf die Felle ausbreitete und ſich niederlegte. War das nötig? Wir waren ſo glücklich in unſerer Zweiſamkeit. Und nun drang wieder der Stamm in unſer Leben ein, und dazu noch dieſer Alf, bei dem

man nie wußte, wann er die Wahrheit ſprach und wann er log, und der einen ſo falſchen Blick hatte.

Entgegen meiner Gewohnheit ſchlief ich nicht gleich ein. Urdas regelmäßigen Atemzüge zeigten an, daß ſie ſchlief. Aus der Ecke, in der Alf lag, war kein Laut zu hören. Draußen heulten die Hundemeuten den Mond an, manchmal bellte irgendwo ein Fuchs. Plötzlich ertönte ein heiſeres, gleichſam aus dem Eingeweide kommendes Brüllen eines Säbeltigers, und im nächſten Augenblick verſtummte das vielſtimmige Tierkonzert. Der König des Urwalds hatte geſprochen. Wie immer, ſträubten ſich bei dieſem Laut meine Nackenhaare. Aber der Reißer war weit. In unſerer Höhle, vor deren Eingang zu allem Überfluß noch ein Felsbrocken gewälzt war, waren wir ſicher.

Allmählich ſchlief ich ein. Als ich morgens aufwachte, war der Platz neben mir leer. Urda war ſchon aufgeſtanden. Ich blinzelte verſtändnislos mit den Augen und erinnerte mich plötzlich, daß Alf unſer Gaſt war. Ich ſetzte mich jäh auf und ſuchte ihn mit dem Blick. Doch ſein Platz war auch leer. Die Felle, auf denen er geſchlafen und mit denen er ſich zugedeckt hatte, lagen unordentlich herum. Ich ſprang auf, nahm eigentlich gedankenlos eins der Steinbeile und trat aus der Höhle ins Freie. Der Fels war wie immer am Morgen zur Seite gewälzt. Alf mußte Urda geholfen haben, denn allein hätte ſie den ſchweren Stein nicht bewegen können. Ein dumpfer Verdacht wachte in mir auf. Der Platz vor dem Eingang war leer. Ich beſchattete die Augen vor dem grellen Licht und ſpähte. Ein leiſes Lachen tönte vom Pfad, der zur Höhle klomm. Zwiſchen den Büſchen konnte ich nichts erkennen, doch dann tauchte Urdas gelber Schopf auf. Sie trug den großen Waſſerkrug auf der Schulter und ſtieg elaſtiſch und anſcheinend mühelos den ſteilen Pfad hinan. Hinter ihr humpelte Alf, ein Bündel Reiſig auf dem Rücken. Auch er lachte. Mir gefiel das nicht. Die beiden waren zu vertraut miteinander. Doch ich hockte mich nieder auf die Ferſen und kaute

ſcheinbar gleichgültig an einem Zweig, den ich läſſig abgeriſſen hatte.

Urda erblickte mich und grüßte mit einem hellen, fröhlichen Ruf. Sonſt pflegte ich ihr mit einem ähnlichen Ruf zu antworten. Heute begnügte ich mich mit dumpfem Brummen, ohne den Zweig aus den Zähnen zu nehmen.

„Ausgeſchlafen, Bärentöter?“ fragte die Frau und ſetzte den ſchweren Krug ab.

„Eine gute Jagd verſchlafen“, ſagte Alf und warf den Reiſigbündel auf die Erde. „An der Tränke ſind mehr Hirſche und Rehe, als ich Finger an beiden Händen habe.“

„Wir haben Fleiſch“, ſagte ich hochmütig.

Urda nahm wieder den Krug und trat in die Höhle. Alf kauerte neben mir an der Felswand und nahm auch einen Zweig in den Mund. Aus der Höhle hörte ich Urdas leiſen, monotonen Geſang. Die Morgenſonne tauchte die graue Felswand in durchſichtiges Gold.

Nach einer Weile ſagte Alf: „Du haſt ein kräftiges Weib.“

Ich brummte etwas Unverſtändliches. Was ging es den Mann an?

Er ſagte: „Gut gewachſen. Vielleicht zu ſchmal in den Hüften ... Ich meine, fürs Kinderkriegen. Aber kräftig.“

Ich ſchwieg und machte wohl kein allzufreundliches Geſicht, aber der Hinkende tat, als merkte er es gar nicht. Er holte wieder die ſchillernde Muſchel aus ſeinem Bruſtbeutel und ließ das Sonnenlicht auf der glatten Perlmuttſchicht gleißen. Ich ſchielte darauf. Das Farbenſpiel faszinierte mich. Ich hatte eine Schwäche für Farben und Formen. Die Muſchel war ſchön. Und fremd. In unſerer Gegend gab es ſo etwas nicht. Die kleinen Süßwaſſermuſcheln, die man am Großen See fand, waren mit dieſer nicht zu vergleichen.

Nach einigen Minuten ſagte Alf lauernd: „Sie iſt ſchön, wie? Ich habe nie etwas Schöneres geſehen. Sie ſchluckt die Sonne und ſpuckt ſie wieder aus. Sieh, wie glatt ſie iſt an der Innenſeite! . .“

„Sie iſt ſchön", gab ich widerwillig zu.

„Und ſie bringt Glück. Der Alte trennte ſich niemals von ihr. Und er hatte immer Glück. Keiner konnte ihn beſiegen, ſolange er ſie hatte."

Ich fauchte verächtlich. Wieder dieſe blöden Märchen! Ich ſagte: „So viel Glück, daß ihn der Reißer fraß."

„Er mag ſie verloren haben, als er den Reißer ſichtete. Sicher ſogar. Sonſt hätte ihn der Reißer nicht faſſen können."

Ich lachte. „Und das war nicht gerade Glück, daß er ſie verlieren mußte."

Alf gab mir die Muſchel, und das Spiel des Sonnenlichtes auf dem Perlmutt machte mir Spaß. Ich drehte das Ding in der Hand und ließ das Licht bald von der einen, bald von der anderen Seite der Innenfläche abprallen. Ich ſchnupperte daran, aber die Muſchel roch nur nach Mann, nach Schweiß und nach Leder des Beutels, in dem Alf ſie getragen. Sie war ſchön, und Alf kam mir unermeßlich reich vor im Beſitz eines ſolchen Kleinods. Ich ſeufzte und reichte ſie ihm zurück. Daß ausgerechnet der Hinkende ſolche Schätze beſitzen mußte.

Alf fragte, indem er ſeinen Schatz auf der flachen Hand ruhen ließ: „Willſt du ſie haben?"

Ich blickte ihn ungläubig an. Es erſchien mir unwahrſcheinlich, daß ſich ein Menſch von ſo viel Schönheit freiwillig trennen wollte. Er ſagte eindringlich:

„Du kannſt ſie haben. Sie wird dir Glück bringen. Keines Bären, keines Wolfes Zahn, keines Reißers Hauer wird dir etwas tun, ſolange du ſie trägſt. Kein Speer, kein Pfeil, keine Schlachtaxt werden dich verwunden."

„Du willſt ſie mir ſchenken?" fragte ich ungläubig. An die Wunderkräfte der Muſchel glaubte ich freilich nicht einen Augenblick, aber ſie war ſchön, und ich liebte alles Schöne. Ich hatte bereits eine ganze Sammlung bunter und ſchillernder Steinchen, aber ſie konnten ſich mit dieſer Muſchel natürlich nicht meſſen.

Alf lachte. „Ich ſchenke ſie dir, wenn du mir Urda ſchenkſt. Gabe gegen Gabe.“

Etwas Heißes ſtrömte zu meinem Herzen und verſchleierte rot die Augen. Die Hand griff von allein nach dem Stiel der Steinaxt, die neben mir lag. Wahrſcheinlich veränderte ſich mein Geſicht ſo, daß der Hinkende erſchrak. Er ſprang auf und machte einen Schritt zum Pfad, der in den Wald unten führte. Auch ſeine Rechte lag auf dem Griff des Steinbeils.

Ich ſchluckte ein paarmal, bevor ich ſprechen konnte. Ich ſagte leiſe und langſam, durch die zuſammengebiſſenen Zähne: „Du biſt mein Gaſt, Hinkender. Ein Gaſt wird nicht erſchlagen. Geh. Und komme nicht wieder. Sonſt kriege ich die Muſchel — und deine Schädeldecke als Trinkgefäß.“

Er zögerte einen Augenblick. Er hätte ſein Beil nach mir werfen können, in meiner kauernden Stellung war ich ihm unterlegen. Aber er war nicht mutig. Er verzog das Geſicht und wandte ſich um. Im nächſten Augenblick war der Platz vor mir leer.

Ich ließ die Luft ziſchend durch die Zähne entweichen. Noch kochte die Wut über die Zumutung in mir. Dann aber ſtand ich auf und trat in die Höhle. Ich wollte mich vergewiſſern, daß mein Weib noch da war. Daß ſie noch mir gehörte.

Sie wunderte ſich, als ich ſie an mich riß und auf das Bärenfell. Sie lachte ſogar, flüſterte: „Du biſt von Sinnen! .. Der Alf iſt doch da!“ Aber dann gab ſie ſich mir mit der gleichen jäh auflodernden Leidenſchaft wie immer.

Als wir dann nebeneinander lagen, ſagte ich plötzlich auflachend: „Alf wollte mir ſeine Wundermuſchel geben, wenn ich ihm dich gebe.“

Sie richtete ſich auf dem Ellbogen auf und blickte mich mit ihren grünblauen Augen an: „Du haſt ihn getötet?“

„Einen Gaſt tötet man nicht“, wehrte ich ab. „Aber wenn ich ihn einmal treffe, dann erſchlage ich ihn.“

„Du biſt dumm!“ rief ſie eifrig. „Der Hinkende iſt gefährlich! Er verwünſcht dich, und ein Bär wird dich freſſen oder

ein Reißer ſchlagen. Er läßt einen Baum auf dich niederfallen. Er iſt gefährlich!"

Ich lachte verächtlich: „Er iſt ſchön gelaufen, als ich ihm ſagte, er ſolle gehen. Er iſt kein Mann, der Hinkende. Er iſt ein Lügner. Glaubſt du ihm denn? Jedes Wort von ihm iſt Lüge!"

„Du hätteſt ihn erſchlagen ſollen", beharrte ſie eigenſinnig. „Er hat einen böſen Blick. Mir wurde es jedesmal anders, wenn er mich ſo anblickte. Ich habe Angſt vor ihm, Naal. Du hätteſt ihn erſchlagen ſollen."

„Geduld, nur Geduld. Oder meinſt du, ich ſoll ihm nachgehen?"

Sie reichte mir die Axt, drängte: „Geh! Geh! Schlage ihn tot, bevor er Unheil anſtiftet. Vielleicht iſt es ſchon zu ſpät."

Ich brummte: „Ich habe Hunger ... Das hat ja noch Zeit. Was ſoll er uns? Der böſe Blick! Das iſt etwas nur für Weiber."

„Geh! Warte nicht, bis etwas paſſiert."

„Es paſſiert ſchon nichts", erwiderte ich faul. „Gib mir etwas zu eſſen."

Sie gehorchte und machte ſich wieder am Feuer zu ſchaffen, aber ſie war ſichtlich unzufrieden und ängſtlich. Ich konnte ihr das am Geſicht ableſen. Eigentlich durfte ich zufrieden ſein. Mein Weib hatte nur Angſt vor dem Hinkenden und wollte ihn nicht — obgleich ſie vorhin mit ihm gelacht hatte.

Als wir beim Eſſen ſaßen und das dunkle, faſt ſchwarze Bärenfleiſch kauten, ſagte ſie finſter:

„Du fürchteſt dich ja ſelbſt vor ihm. Sonſt wärſt du ſchon gegangen und hätteſt ihn totgeſchlagen."

Ich lachte. Daß ich mich vor dem Hinkenden fürchten ſollte, war eine zu ſpaßige Zumutung. Ich wiſchte die fettigen Finger an dem Höhlenbärenfell ab und ſagte beruhigend: „Der Hinkende kann nicht weit ſein mit ſeinem Hinkebein. Ich hole ihn leicht ein und bringe dir dann ſeine Schädeldecke als Trinkgefäß."

Urda zuckte die Achſel. „Nimm es nicht zu leicht. Er hat Kräfte, von denen du nichts ahnſt. Wenn er einen anſieht, dann muß man ſich fürchten. Und ihm folgen. Ob man will oder nicht. Du hätteſt ihn hier gleich totſchlagen ſollen."

Ich wurde ärgerlich. „Einen Gaſt ſchlägt man nicht tot. Aber jetzt iſt er nicht mehr mein Gaſt. Und ich habe ihn gewarnt."

Sie hielt in der Bewegung inne und blickte mich erſchrokken an: „Du biſt verrückt! ... Du haſt ihn gewarnt, und er weiß jetzt daß du ihn totſchlagen willſt. Er wird dir zuvorkommen. Er wird die Kräfte rufen, die in ſeinem Bruſtbeutel gebannt ſind. Er ſagte es mir. Er könne Regen machen und Schnee und Blitz und Donner. Er könne Wild herlocken oder vertreiben, ohne die Höhle zu verlaſſen. Er könne den Speer im Fliegen lahm machen und die Hand mit dem Beil ſchwach. Er hat es mir geſagt. Ich tat, als lachte ich darüber. Aber er ſah mich an, und da wurde ich ſtumm. Und da kamſt du gerade heraus, und mir wurde leichter. Ich weiß nicht, was mir ſonſt geſchehen wäre."

„Nichts", ſagte ich ſtur. „Nichts wäre geſchehen. Ich war ja da, und er iſt kein Mann, kein Jäger. Er iſt ein Feigling und ein Lügner. Vorhin hätte er mich mit dem Beil erſchlagen können, als ich ihn warnte — ich ſaß, und er ſtand. Und ich hätte nicht ausholen können, wegen der Felswand hinten. Und er tat es nicht und lief fort."

„Er ſinnt etwas anderes, übleres. Naal, wir müſſen hier fort. Ich fürchte mich, ſolange er weiß, wo wir leben."

Ich überlegte eine Weile. Freilich konnte der Hinkende abpaſſen, wenn ich nicht da war, und dann Urda rauben — ſie hatte ja ſolche Angſt vor ihm, daß es nicht ſchwer fallen würde. Er könnte auch mir auflauern und mich meuchlings von hinten erſchlagen — aber er war kein Jäger, und ich war einer, und wenn mich bisher weder der Reißer aus dem Unterland, noch ein Bär, noch ein Keiler, noch ſonſt ein Raubtier zu faſſen vermocht hatten, dann würde mich der hinkende Alf

auch nicht kriegen. Da war keine Gefahr. Das mit Urda war anſcheinend ſchlimmer. Und dann könnte er mir auch den Stamm an den Hals hetzen — ich hatte ja das Stammesgeſetz damals gebrochen, als ich mir Urda nahm und dem Alten ein Schnippchen ſchlug. Und Geſetz iſt Geſetz, auch wenn der Alte tot war und der gutmütige Muir den Stamm führte. Hm!

Aber es widerſtrebte mir, vor dem Hinkenden zu fliehen. Es kam mir feig vor. Ich ſtand in jähem Entſchluß auf und ergriff die Axt und den Speer. „Ich gehe", ſagte ich kurz. „Ich komme mit Alfs Schädeldecke wieder."

Plötzlich wollte ſie nicht mehr, daß ich ginge. Sie bat und ſchmeichelte und bot auch ihren ſchönen, feſten, kräftigen Körper auf, um mich zu halten. Aber ich blieb feſt — wäre ich es nur nicht geblieben!

Vorſichtshalber durchpirſchte ich den Dſchungel am Hang und auch weite Strecken des Urwalds. Vielleicht verſteckte ſich dort der Hinkende, um mir aufzulauern. Vielleicht wartete er nur, bis ich fort war, um dann zur Höhle zu ſchleichen.

Aber ich fand keine Spuren in der Nähe. Im Gegenteil, auf dem weichen Lehm am Rand des Baches ſah ich deutlich die Spur des verkrüppelten Fußes, und ſie wies nach unten, ins Unterland. Nein, Alf hatte Angſt und rannte ſchnurſtraks nachhauſe.

Ich folgte der Fährte, zuerſt vorſichtig, dann immer ſchneller und hitziger. Im Hochwald verlor ich ſie, aber das tat gar nichts: ich wußte ja, wo der Stamm hauſte. Wenn ich mich beeilte, würde ich noch vor Sonnenuntergang die Berge erreichen, in deren Höhlen der Stamm wohnte. Und in der großen Höhle mit einem Gang in den Berg hinein, zu einer großen unterirdiſchen Kammer, wohnte der Hinkende. Ich wußte es — es war die Höhle, in der ich früher gelebt und in deren Kammer ich meine Bilder gemalt hatte. Und ich wußte auch, wie ich unbemerkt in dieſe Höhle gelangen konnte. Ich brauchte keine Fährte mehr.

Der Himmel hatte ſich bezogen. Ein kühler Wind wehte

von den Schneebergen im Osten. Es fing leise an zu regnen. Da ich aber jetzt in stetem Trab über die Ebene lief, die Büsche und Baumgruppen als Deckung benutzend, fror ich nicht. Einmal scheuchte ich ein Rudel Saigantilopen auf, die mich wohl nicht gewittert hatten und nun erschreckt in langen Sprüngen davonjagten, Hunderte von sandgrauen, ziemlich plumpen Tieren mit kurzem, spitzem Gehörn. Ein andermal setzte sich eine Meute Wildhunde auf meine Fährte mit Gekläff und Gejaul, wagte aber nicht, mich anzugreifen, und blieb dann zurück, wohl um ein Aas versammelt, denn ich hörte noch lange ihr wütendes Geknurre und Gekeife um die Beute. Dann wäre ich beinahe einem alten Mammutbullen vor die krummen Stoßzähne gerannt, der sich in einem Tümpel suhlte und mir keine Aufmerksamkeit schenkte. Aber der Reißer schlief jetzt am hellen Mittag, und erst gegen Abend würde ich mich vor ihm in Acht nehmen müssen.

Es dämmerte schon, als ich am Horizont vor mir in ziemlicher Höhe die Feuer vor der Reihe der Höhlen erblickte. Ich lief jetzt langsamer, alle Sinne gespannt, denn ich hatte keine Lust, Jägern vom Stamm zu begegnen. Die Feuer flimmerten oben, manchmal verschwanden sie hinter Baumkulissen, und kamen mir immer näher. Zum Schluß schlich ich gebückt, wachsam und gespannt, nur ein Ziel vor den Augen.

3.

Es war eine mühsame Kletterei, weil ich nicht den von den Jägern des Stammes benutzten Pfad betreten wollte und den längeren und schwierigeren Weg über die Felsen nahm. Endlich lag ich flach auf dem Podest vor der Höhlenreihe und lauschte und sicherte. Es war die äußerste Höhle links, am Anfang einer langen Reihe anderer Höhlen, die zum Teil natürlich, zum Teil in den verhältnismäßig weichen Sandsteinhang gegraben waren. Vor jeder Höhle flackerte ein

Feuer, und ich ſah viele Geſtalten, Männer, Frauen und Kinder, davor ſitzen und liegen, hinundhergehen und laufen. Sie wußten, daß kein Raubtier ſie am Feuer und in dieſer Anzahl angreifen würde, und ſie fühlten ſich ſicher. Einige ſangen monoton, andere lachten, riefen einander Worte zu, die ich verſtehen konnte. Vor Alfs Höhle, die früher meine Höhle war, brannte kein Feuer. Anſcheinend war er nicht da. Ich hatte ihn wohl überholt, weil ich ſo ſchnell gelaufen war. Einen Augenblick ſpäter ſpürte ich eine dumpfe Unruhe — vielleicht war er zu meiner Höhle zurückgekehrt, nachdem er einen weiten Bogen im Wald geſchlagen hatte. Aber ich verjagte den beunruhigenden Gedanken, holte tief Luft und robbte lautlos und langſam durch den ſchmalen niedrigen Eingang in die Höhle hinein.

Es roch nach Fellen, nach Mann, nach kaltem Rauch, etwas nach Verweſung und ſtark nach irgendwelchen Kräutern. Und es war ſtill, ſo ſtill, daß es mir in den Ohren zu ſummen anfing. Selbſt von den Feuern in der Nähe war nichts zu hören. Und es war ſo dunkel, daß ich die Augen für eine Weile ſchloß, um mich daran zu gewöhnen. Durch die Eingangsöffnung fiel nur ein ſchwacher dämmeriger Lichtſchein — inzwiſchen war es Nacht geworden. Ich kroch weiter um die Herdſtelle herum — ich wußte, wo ſie ſich befand. Ich fühlte immer mit den Händen vor, bis meine Finger Fell ſpürten. Das war die Schlafſtelle. Vorſichtig taſtete ich weiter. Das Fellager war leer. Alf war nicht da. Aber vielleicht war er in der inneren Kammer, dort, wo ich meine erſten Bilder malte.

Ich brauchte kein Licht, um das ſchmale Loch zu finden, durch das man nur auf dem Bauch kriechen konnte. Und dann war ich in der Kammer, in der ich mit ausgeſtreckten Armen die Decke und auch beide Wände rechts und links berühren konnte. Die Kammer war gut fünf Mannslängen lang.

Reiſig und Feuerſtein lagen noch dort, wo ſie bei mir gelegen hatten. Ich ſchlug Feuer, zündete eine Fackel an. Da

waren ſie noch, die Rentiere, die Antilopen, die Wiſente, die Mammute, die ich ſeit meinem zwölften Winter an die Wände bannte. Manche waren danach, mit verzeichneten Konturen, daß man nur raten konnte, was ſie darſtellen ſollten. Aber da war auch der große Wiſentbulle, den ich beſonders liebte, weil ich ihn damals als erſten mit Farben gemalt hatte. Doch dann ſtutzte ich: das hatte ich nicht gemalt. Ein dick und ſchwarz gezeichneter Speer durchbohrte die Flanke des Tieres, das Blatt. Das hat jemand anders gemacht, nicht ich. Aber wozu denn? Bleibt denn ein aufs Blatt getroffenes Tier ruhig mit geſenktem Gehörn ſichtlich widerkäuend ſtehen? Solch ein Blödſinn! Ich wiſchte wütend den mit Ruß gezeichneten Speer, ſo gut es ging, aus.

Aber dazu war ich ja nicht hergekommen. Ich hatte anderes zu tun. Aber was? Ich drückte die Fackel aus und kraulte nachdenklich den Bart.

Es war Nacht, und der Hinkende mußte bald zurück ſein. Er würde am allerwenigſten Luſt haben, die Nacht außerhalb der ſicheren Höhle zuzubringen. Am beſten wartete ich alſo auf ſeine Rückkehr — er würde ſich unterwegs verſpätet haben. Oder ich könnte ihm entgegengehen und ihm draußen im Unterland auflauern. Aber es gab viele Wildwechſel in der Savanne, und es war ungewiß, welchen er einſchlagen würde.

Nein, ich mußte warten. Ich ſeufzte. Als Jäger hatte ich warten gelernt, aber diesmal fraß irgendeine dumpfe Unruhe in meinem Innern. Ich ſchlug wieder Feuer — in der Vorhöhle würde man es nicht ſehen können — und zündete eine neue Reiſigfackel an. Was hatte er hier für ein Zeug liegen? Da war ein vollſtändiges Rengeweih mit einem Stück Schädel und eine vollſtändige Renhaut mit Sommerfell. Da waren getrocknete Kröten und Schlangenhäute, an einen Holzſtab gebunden. Da waren Bündel von ſtarkriechenden trockenen Pflanzen, ein Wedel aus Mammutſchwanzhaaren. Und da ſtanden auch zwei Näpfe mit roter und

gelber Farbe, noch von mir ſtammend ſicherlich. Sie war ſchon halb trocken, dick und ſämig. Ich fand Waſſer in einem Krug, goß dazu, rührte den Brei mit einem Zweig. Und dann tauchte ich die Hand in die rote Farbe und klatſchte ſie gegen die Felswand. Als ich ſie fortnahm, prangte an der Wand der Abdruck meiner Handfläche mit allen fünf geſpreizten Fingern. Warum ich das tat, wußte ich ſelbſt nicht, aber ich grinſte zufrieden, während ich den Abdruck betrachtete.

Die Fackel flackerte, ziſchte leiſe und brannte langſam zuende. Ich kroch in die vordere Höhle zurück und kauerte mich nieder neben dem Ausgang ins Freie, ſo daß man mich nicht ſehen konnte, wenn man eintreten ſollte. Ich begriff nicht, weshalb Alf nicht zurückkehrte. Vielleicht war er an einem Feuer nebenan. Ich konnte nicht mehr warten. Ich kroch vorſichtig hinaus.

Die Feuer waren bis auf eins erloſchen. Der Stamm pflegte früh ſchlafen zu gehen. Das einzige Feuer brannte vor der Höhle des Alten, in der wohl jetzt Muir wohnte. Ich ſtrengte meine Augen an. Es ſaßen zwei Geſtalten vor dem Feuer — die eine war zweifellos Muir, dick, maſſig, ſchier unbeweglich. Die andere aber war eine Frau, gebückt, mit hängenden Brüſten, wohl ſeine Frau. Der Hinkende war nicht dabei.

Und wenn er tatſächlich... Ich ſprang auf und rannte den ſteilen Pfad zur Savanne herunter. Streunende Wildhunde, die ſich immer in der Nähe der Höhlen herumtrieben, ſchlugen an, beruhigten ſich aber ſchnell, ſobald ich unten in der Ebene war. Ich lief für mein Leben und wußte dabei, daß ich dieſes Tempo bis zu meiner Höhle nicht durchhalten würde. Aber etwas trieb mich vorwärts, und ich achtete nicht einmal der Gefahren, die die Nacht im Freien barg. Der Stiel der Streitaxt ſchlug regelmäßig gegen meine Bruſt — ſie hing in einer Schlinge um den Hals. Die Zweige der Büſche ſtreiften mein Haar, meine Schultern und Flan-

ken, das herbſtliche, lange Gras raſchelte um die Waden. Ich lief.

Ganz nahe hörte ich das Brüllen des Reißers vor mir und blieb wie angewurzelt ſtehen. Der alte Säbeltiger, der Herr der Savanne, der ſchon manch einen Jäger des Stammes geriſſen und gefreſſen hatte, deſſen Namen den Müttern als ſicheres Mittel, unbotmäßige Kinder einzuſchüchtern, diente, war in meinem Weg. Aber diesmal fühlte ich keine Furcht vor ſeinen ellenlangen Reißzähnen und gebogenen Krallen. Ich fühlte nur grenzenloſen Haß und zehrende Ungeduld. Ich riß den Speer hoch — noch konnte ich die Beſtie nicht ſehen, aber ich ſpürte ſchon ihren ſtinkenden Atem. In dieſem ſchwarzen Gebüſch mußte er ſtecken. Er hatte wohl ein Wild geſchlagen und wurde durch mein Kommen geſtört. Der Mörder! Aber er ſollte mich nicht aufhalten! Heute nicht! Meine Hand umkrampfte den Speer — es war der ſchwere eſchene mit der ſcharfen Feuerſteinſpitze, mein beſter Speer.

Das Gras vor mir raſchelte. Ich duckte mich. Ich ſah im Dunkeln die teufliſche Fratze der Beſtie zwiſchen den Büſchen. Der ſtinkende, blutbeſudelte Rachen öffnete ſich zu einem warnenden Brüllen. Der Tiger hatte keine Angſt vor dem kleinen Menſchen. Er wollte ihn wohl nur verjagen, von ſeiner Beute, von dem geſchlagenen Wild.

Ich beugte mich zurück, auf das rechte Bein geſtützt, ſchwang den Speer, die Spitze auf dieſen offenen Rachen gerichtet, und ſchleuderte ihn dann mit all meiner Kraft nach vorn. Im nächſten Augenblick ſprang ich mit einem weiten Satz zur Seite und hatte meine ſchwere Streitaxt in der Hand.

Die durchſichtige Finſternis der Nacht — inzwiſchen war es ſternklar geworden und der Mond kündete ſein Kommen durch einen ſchwachen rötlichen Schein am Horizont — verbarg den Todeskampf der rieſigen Beſtie. Ich hörte heiſeres Brüllen und Stöhnen, das Splittern des Speerſchaftes zwi-

ſchen den gewaltigen Zähnen, das Reißen der Krallen im Gras, das Peitſchen und Raſcheln der Zweige. Ich ſtand da, ſprungbereit, vornübergebeugt, die Zähne gebleckt, die Haare geſträubt. Wie lange, weiß ich nicht, eine Ewigkeit, ſchien es mir.

Dann wurde es ruhig. Das rieſige Tier lag auf der Seite ausgeſtreckt, den ſchweren Kopf in den Nacken geworfen. Ich ſchwang die Axt und ſtieß einen wilden Triumphſchrei aus. Es war nicht oft, daß ein Mann im Zweikampf einen Säbeltiger bezwang. Selbſt die Alten, die doch ſo gern Märchen erzählten von Drachen und Rieſen und Zwergen, wußten von einem ſolchen Fall nicht zu berichten. Ich fühlte, wie ſich meine Bruſt vor raſendem Stolz ſchwellte.

Ich mußte das Fell haben. Ich mußte zwar ſchnell zu meiner Höhle, zu Urda zurück, denn der Hinkende war ſicher dort und ... Eine raſende Wut überkam mich wieder bei dem Gedanken.

Aber das ging vor. Das Fell des Reißers mußte mein ſein. Wie würde es ſich darauf ſchlafen laſſen! Und lieben! ...

Doch wie konnte ich allein das Rieſentier abhäuten! Es maß gut vier Mannslängen von der Schnauze bis zur Schwanzſpitze. Ich würde es niemals allein wenden können. Urda müßte hier ſein. Aber wenn ich die Beute hier liegen laſſen würde, würden die Wildhunde bis zum Morgen alles bis auf die Knochen aufgefreſſen haben. Ich hörte ſie ſchon kläffen und jaulen in der Nähe.

Dann aber wenigſtens den Kopf. Den mußte ich auf jeden Fall haben. Die Axt war ja da. Und das Steinmeſſer auch. Ich bückte mich und machte mich kurzentſchloſſen an die Arbeit.

Ein Jäger iſt ein guter Anatom. Ich wußte genau, wo ich das Meſſer anſetzen mußte, um die ſtarken Halswirbel durchzutrennen. Aber das Tier war alt und zäh, und das Meſſer brach ab, bevor ich fertig war. Ich nahm die Axt und erſetzte die Geſchicklichkeit durch Kraft. Schweißgebadet richtete ich mich ſchließlich auf. Der Mond ſtand hoch und leuchtete mir.

Ich reinigte notdürftig das Innere des Schädels, während freche Wildhunde bereits an dem gewaltigen Kadaver zupften und miteinander zankten, um sofort im Gebüsch zu verschwinden, sobald ich mich aufrichtete. Endlich war ich fertig, nahm den großen Kopf unter den Arm und setzte mich in Marsch.

Es ging nicht so schnell wie vorhin. Der Beutekopf war sperrig und schwer. Außerdem hatte ich keinen Speer mehr, und die Axt war gegen große Raubtiere nicht ausreichend. Aber es ging, und als es zu grauen begann, konnte ich am Horizont die Bergwand, an der meine Höhle gelegen war, sehen. Unwillkürlich beschleunigte ich den Schritt, obgleich das Herz stark schlug und der Atem zu kurz wurde.

Endlich war ich oben. Die Sonne durchbrach für einige Augenblicke die Wolkendecke und vergoldete den Hang. Der Platz vor dem Eingang war wie sonst. Die große Tonkruke, mit der Urda Wasser holte, lehnte an der Felswand. Und es herrschte eine solche Ruhe, daß ich die letzten Schritte wieder im Lauf zurücklegte, keuchend und schwitzend.

Ich rief, atemlos und deshalb leise: „Urda!“ Und dann lauter: „Urda!“ Und blieb stehen und lauschte.

Keine Antwort. Ich setzte den Kopf des Tigers ab, faßte die Axt stärker, holte tief Luft und trat ein.

Die Höhle war leer. Selbst die Felle, die in einem Haufen in der Ecke gelegen hatten, waren fort. Nur das große Höhlenbärenfell lag da, und ich glaubte, auf ihm die Abdrücke eines schlafenden Körpers zu erkennen. Eines Körpers? Waren es nicht zwei?

Die seltsame Leere im Kopf, die mich beim Anblick der Höhle befiel, wich einer rasenden Wut. Rote Funken tanzten vor meinen Augen. Ich stürzte zur Ecke, wo unsere Reservewaffen aufbewahrt wurden. Unwillkürlich mußte ich lachen. Der Kerl war schlau! Viel schlauer als ich! Er hatte alle Speerschäfte zerbrochen und die Spitzen mitgenommen. Desgleichen war den drei Äxten geschehen, die allerdings

leicht und ſchon alt waren. Ich war praktiſch wehrlos geworden bis auf die Axt, die ich in der Hand hielt und aus deren Schneide beim Abtrennen des Tigerkopfes bereits ein großes Stück abgeſplittert war.

Aber ich hatte ja in der inneren Höhle noch nicht nachgeſehen. Ich wußte zwar, daß es zwecklos war, aber ich kroch trotzdem durch den engen Spalt. Ich hatte ſogar nicht vergeſſen, Reiſig und Flint mitzunehmen. In der großen Kammer ſchlug ich Feuer und entzündete einen Zweig. Natürlich war niemand in der Höhle. Ich zog die Luft ein. Nein, es roch auch nicht nach Menſchen, ſie waren alſo hier nicht geweſen. Klar, der Hinkende hatte natürlich Angſt, daß ich zurückkäme, und lief mit Urda davon, ſo ſchnell er konnte. Ich knirſchte mit den Zähnen. Daß ſie ihm ſo ohne weiteres gefolgt war! Beſaß er wirklich Kräfte, die den Willen anderer Menſchen brechen konnten? Denn Urda war mein, und ſie trug auch ſchon ein Kind von mir unter dem Herzen. Wie konnte ſie nur! ...

Ich ſchenkte meinen geliebten Bildern an der Wand keinen Blick. Ich kehrte niedergeſchlagen, wütend, ja verzweifelt in die vordere Höhle zurück.

Alf, der Hinkende, war gefährlich. Gefährlicher, als ich gedacht. Urda hatte recht. Die Frauen haben häufig recht, und wir Männer beharren oft in unſerem Hochmut. Aber ich gab mich nicht geſchlagen. Ich wollte mein Weib und mein Kind, das ja noch in ihr war, zurückholen. Ich wollte mich auch rächen, ja, aber das war nur nebenſächlich. Urda gehörte mir, ich hatte ſie dem Alten abgejagt und dem ganzen Stamm und dem Geſetz getrotzt. Sie mußte mein bleiben.

Ich ſuchte und fand ein paar Stücke Bärenfleiſch. Die beſten waren es nicht, die hatte der Hinkende mitgehen heißen. Ich fachte das erloſchene Feuer wieder an, röſtete kurz das Fleiſch und aß — ein Jäger muß etwas im Magen haben, bevor er auf die Pirſch geht. Ich aß auch von den Wurzeln, die Urda am Vortage des Unglücks geſammelt und die der Räuber

verſchmäht hatte. Dann legte ich mich auf das Bärenfell und ſchlief faſt ſofort ein.

Und dann begann mein Krieg gegen den Hinkenden, der mit Liſt, Geduld und Ausdauer geführt wurde.

4.

Ich ſtieß auf Tior den Linkſer, als ich einige Tage nach dem Frauenraub in den Jagdgründen des Stammes pirſchte. Er war früher mit mir befreundet, und ich hatte nichts gegen ihn, wenn es mir auch nicht lieb war, daß der Stamm aus ſeinem Mund davon erführe, ich wäre auf Alfs Fährte. Er blieb vor mir ſtehen, den Speer wurfbereit, das Geſicht geſpannt und faſt ängſtlich, während ich mich langſam aufrichtete, jederzeit bereit, dem geworfenen Speer auszuweichen — er hatte mich überraſcht, während ich einen Trunk aus dem Bach nahm.

Dann ſtanden wir eine Weile einander gegenüber und ſchwiegen. Schließlich ſagte ich: „Gutes Jadglück!"

Er anwortete bereitwillig: „Gutes Jagdglück!" und ließ die Speerſpitze unmerklich ſinken. Ich fragte:

„Schon etwas erlegt?"

Er ſchüttelte die rotgelbe Mähne, fragte zurück. Ich grinſte: „Mein Wild iſt nicht hier. Ich jage in meinen Jagdgründen."

Tior nickte. „Du haſt den alten Reißer erlegt", ſagte er achtungsvoll. „Wir wiſſen es. Wir haben deine Fährte verfolgt und haben zugeſehen, wie du ſeinen Kopf nahmſt, Org und ich. Der Alte, der neue Alte, ſchickte uns hinter dir her, als du aus Alfs Höhle kamſt. Heil dir, Tigertöter!"

Ich reckte mich. Das Lob und die offenſichtliche Hochachtung, die der Junge an den Tag legte, taten wohl.

„Der Hinkende ſagt, ſein Zauber hat dir den Sieg gegeben, für den du ihm die Frau geſchenkt haſt."

Ich mußte wieder vor Wut mit den Zähnen knirschen, Tior trat einen Schritt zurück und hob wieder die Speerspitze. Ich sagte mit Mühe:

„Er lügt. Er hat mir keinen Zauber gegeben, sondern er hat mein Weib gestohlen. Ich werde aus seiner Schädeldecke ein Trinkgefäß machen."

Wieder senkte sich die Speerspitze zur Erde. Aber noch war Tior nicht überzeugt. Er sagte: „Er ist ein großer Zauberer. Er beschwört das Wild, damit wir es töten können. Er bannt die Wolken und die Sonne. Er kann es, Naal."

Ich fauchte wütend. „Er kann nichts wie lügen, Freund. Ich kenne ihn. Er wollte mir für das Weib die Muschel geben, die er dem toten Alten gestohlen hat. Ich sagte, daß, wenn er nicht mein Gast wäre, ich ihn erschlagen würde. Er lief davon. Mit all seinen geheimen Kräften. Er lügt, noch bevor er den Mund auftut."

Der Junge schwankte offensichtlich. Auf der einen Seite hatte er zu dem Töter des Reißers Vertrauen. Auf der anderen Seite hatte ihn der Hinkende beschwatzt. Er wußte nicht, für wen er sich entscheiden sollte.

Ich sagte: „Er soll sich ruhig mit seinen Künsten an mir versuchen. Ich werde mit bloßer Hand mit ihm fertig. Denn da gilt nicht mehr eine schnelle Zunge, sondern die Kraft des Fleisches."

Tior sagte: „Und wie kommt es, daß er ein Weib nur anzusehen braucht, und sie geht mit ihm? Die Männer sind alle wütend, aber sie wagen sich an ihn nicht heran. Er sagt, er segnet den Schoß der Weiber, damit sie starke und zahlreiche Kinder kriegen. Und selbst der neue Alte wagt nichts dagegen zu tun. Nun hat er aber eine häßliche und alte fette Frau, der Alte. Alf läßt die in Ruhe. Aber die Kraft seiner Lenden ist unerschöpflich. Du siehst es ja, wenn du ihn anschaust."

„Ich bin kein Weib. Mich kann er ruhig ansehen, solange er will. Ich werde ihn töten, Freund. Aber ich will nicht gegen

den Stamm kämpfen. Solltet ihr mich töten damals, als der Alte euch hinter mir her geſchickt hat?"

Er ſchüttelte verneinend den Kopf. „Nur ſehen, wer es iſt und was er will. Wir hätten dich töten können, als du an dem Kadaver arbeiteteſt."

„Darum waren die Wildhunde plötzlich fort!" ſagte ich. „Sie hatten euch gewittert. Aber ich hatte eine ſolche Wut, daß ich für nichts Augen hatte."

„Wer wird den Tigertöter erſchlagen!" ſagte er eifrig. „Wir tanzten für dich den Siegestanz und den Tigertanz, als du fort warſt. Wir wagten nicht zu dir zu treten, denn wir wußten nicht, ob Krieg oder Friede war."

„Friede, ſolange ich in Ruhe gelaſſen werde", antwortete ich. Ich wußte nun, daß der Stamm mir nicht übel geſinnt war. „Und ich will euch vor einem ſchlimmeren Reißer bewahren als dem alten, den ich erſchlug."

Ich hockte mich unter einem Buſch nieder und winkte den Jungen an meine Seite. Es waren ſchon Tage und Tage vergangen, ſeit ich zum letzten Mal mit einem Menſchen geſprochen hatte. Er kam näher und hockte ſich auch auf die Hacken nieder. Ich holte aus meinem Beutel Trockenfleiſch und reichte ihm ein Stück. Wenn er mit mir aß, war er mein Freund. Er biß herzhaft mit ſeinen weißen Zähnen hinein und grinſte:

„Die Weiber werden dich zerreißen, wenn du ihm Leid antuſt. Du weißt gar nicht, welche Macht er über ſie hat."

Ich nickte. „Sonſt wäre mein Weib nicht mit ihm gegangen. Sie iſt kräftig, behend und mutig. Sie würde mit ihm leicht fertig geworden ſein, aber ſie glaubt an ſeine geheimen Kräfte.

Tior grinſte noch mehr. „Die trägt er zwiſchen den Beinen."

Ich knirſchte mit den Zähnen. Die Vorſtellung von Urda unter dem Hinkenden brannte wie Feuer. Ich überwand mich und fragte:

„Er ſchläft noch in meiner alten Höhle?" Ich kriegte es nicht fertig, die Frage zu ſtellen, die mir auf dem Herzen brannte: ob Urda noch bei ihm wäre. Tior nickte:

„Dort tanzt er auch, wenn er das Wild beſchwört. Oder das Wetter.“

„Iſt jemand dabei, wenn er tanzt?“

„Der Alte. Die alten Männer überhaupt. Und Sirg. Sirg iſt ſein Freund.“

Ich kannte den vierſchrötigen einfältigen Sirg. Den konnte der ſchlaue hinkende Fuchs leicht beſchwatzen. Aber Sirg hatte Kräfte wie ein Höhlenbär und vor nichts und niemandem Furcht. Sirg war gefährlicher als Alf, wenn es zum Kampf käme.

Er ſagte: „Für morgen hat der Alte Großjagd angeſetzt. Es kommt die kalte Jahreszeit, und der Stamm muß Fleiſch haben, bevor die Rentiere und die Antilopen auf die Winterweide abwandern. Alf will dem Stamm ein Mammut herbeizaubern.“

Mir kam ein Gedanke. Ich ſagte: „Brauchen wir nicht. Wenn du willſt, will ich für den Stamm das Mammut töten. Ich weiß, wo ſein Wechſel iſt.“

„Wann? Heute? Und — allein?“ Er blickte mich ungläubig an.

Ich nickte. Ich wußte, daß der alte Elefantenbulle durch ſchwere Fußverletzung unbeweglich war, und wo er ſuhlte. Ein Mammut war zwar kein Bär, und ein Steinſpeer nur eine mangelhafte Waffe bei ſeiner dicken Haut. Aber irgendwie würde es doch gehen, wenn man es geſchickt anſtellte. Ich packte den Reſt des Dörrfleiſches in den Beutel zurück und erhob mich.

„Komm, ich werde dich führen.“

Tior ſtand auf, zögerte aber. Es ſchien ihm unglaublich, zu zweien gegen ein Mammut anzutreten. Er meinte unſchlüſſig: „Soll ich nicht noch ein paar Männer holen? Ein Mammut iſt kein Haſe.“

Ich ſagte kurz: „Weiß ich. Komm, wir ſchaffen es ſchon alleine.“

Er folgte mir, aber ſein Herz war nicht dabei. Am liebſten

wäre er fortgelaufen, wenn er ſich deſſen vor mir nicht geſchämt hätte. Ich führte ihn zu der Gegend, in der ich in den vergangenen Tagen wiederholt den Bullen geſichtet hatte. Es war außerhalb des üblichen Jagdreviers des Stammes, wo früher uneingeſchränkt der Reißer geherrſcht hatte, und wohin ſich kein Jäger ohne Not traute. Aber nun war der Reißer nicht mehr da. Ich reckte die Schultern. Ich hatte ihn getötet.

In einer der Suhlen lag tatſächlich der alte Bulle, ein Berg Fleiſch unter dicker, viel zu dicker, ſpärlich behaarter Haut, mit einem Kopf wie ein Fels und mit ſtark gekrümmten, vom Alter vergilbten, gewaltigen Stoßzähnen. Wir pirſchten uns gegen den Wind heran. Ab und zu ſenkte der Rieſe ſeinen Rüſſel ins Waſſer und begoß dann wohlig ſeinen Kopf und Rücken. Es rauſchte wie ein Regenſchauer.

Wir lagen im Gebüſch, kaum zehn Schritt von dem Mammut entfernt. Ich merkte, daß mein Gefährte zitterte. Ich überlegte. Das Blatt war die empfindlichſte Stelle des Tieres. Wenn man da den Speer mit genug Wucht einrannte, dann wäre es geſchafft. Aber wie an dieſe Stelle herankommen? Das Tier würde es nicht zulaſſen, ſich ſo drehen, daß man es von vorn angreifen müßte. Und das wäre zwecklos. Fußkrank wie es war, es würde mit uns beiden ſpielend fertig werden.

Einer mußte das Mammut ablenken, während der andere es von der Seite angriff. Ich hauchte Tior meinen Befehl ins Ohr. Er ſchüttelte heftig den Kopf. Er hauchte zurück: „Es wird mich töten! Ein Mammut iſt ſchnell.“

Ich erwiderte ärgerlich: „Es ſuhlt ſich doch und kann nicht ſo ſchnell heraus. Der Boden iſt doch moraſtig. Geh, ſage ich dir!“

Er ſah wohl an meinem Geſicht, daß ich feſt entſchloſſen war. Sein Geſicht nahm eine graue Färbung an. Er war überzeugt, daß ich ihn in den Tod ſchickte. Vorn hatte das Mammut ja die furchtbaren Stoßzähne, den ſchlangebiegſamen, ſchnellen Rüſſel. Er robbte langſam und unhörbar

zurück, doch der Riese in der Suhle schien trotz des Plätschern des Wassers etwas gehört zu haben. Er bewegte die großen, flügelartigen Ohren und wandte den Kopf in unserer Richtung. Ich blieb regungslos liegen, peilte nur durch die Grashalme hindurch. Tior war inzwischen verschwunden. Ob er mich im Stich ließ? Er war immer ein zuverlässiger Junge gewesen. Aber hier ... Die Furcht vor dem Elefanten konnte doch überwiegen. Ich lauschte und sicherte. Nichts geschah. Der Riese beruhigte sich wieder, ließ wieder einen Sprühregen über seinen Rücken rauschen. Die Zeit schlich förmlich. Ich wartete, wagte mich unter dem Schutz des Wassergeräusches einige Schritte vor. Ich lag jetzt kaum zwei Mannslängen von dem Tier entfernt und spannte langsam die Muskeln zum entscheidenden Sprung.

Da sicherte das Mammut nach vorn, entleerte den Rüssel von Wasser und richtete sich mühsam auf den Vorderläufen auf. Es mußte hin und her treten, um nicht einzusinken. Seine kleinen Augen waren scharf nach vorn gerichtet.

Und da sprang ich und rannte dem Tier den Speer tief in die linke Seite. Im nächsten Augenblick wurde der Schaft aus meiner Hand gerissen, ich selbst von einem Rüsselschwinger an der Schulter getroffen und wirbelte durch die Luft zur Seite. Und dann wurde es schwarz um mich.

Als ich zu mir kam, tanzte Tior einen wilden Siegestanz am Rande des Tümpels. Er schwang seinen Speer und sang dazu lauthals: „Der große Tigertöter erschlug den haarigen Alten! Der Alte erschlug den Tigertöter, ist aber nun selbst tot! Eine große Tat ist geschehen! Ein Mann hat allein den haarigen Alten erschlagen. Mit seinem Speer hat er ihn erschlagen und ist nun selbst tot!“ Er brach beim halben Wort ab und erstarrte in einer so ulkigen Stellung, als ich mich langsam aufrichtete, daß ich lachen mußte. Ich sagte:

„Aber ich bin nicht tot! Ich lebe! Und der Alte hat dir nichts getan, wie ich dir sagte.“

Tior begann wieder zu tanzen. Er warf den Speer in die

Luft, fing ihn wieder auf, wirbelte um die eigene Achſe und warf wild die Beine in die Höhe. Er ſetzte auch ſein Lied fort und ſang davon, daß der große Jäger von den Toten auferſtanden ſei, um dem Stamm noch mehr Wild zu erbeuten und dergleichen mehr. Ich befühlte meine rechte Schulter. Sie tat weh, ſehr ſtark ſogar, doch ich konnte den Arm bewegen. Es war alſo nur der Schlag mit dem Rüſſel, kein Bruch, keine Verrenkung. Ich erhob mich und trat an die Beute heran, die nun im Tümpel halb verſunken war. Oben in den Lüften kreiſten Adler und Geier. Ringsum ertönte das Gekläff und Gejaule der Wildhunde. Die Aasfreſſer witterten einen fetten Schmaus.

Endlich hatte Tior vom Tanzen genug. Noch atemlos ſagte er: „Jetzt wollen wir zu den Höhlen rennen und die Männer holen. Der Hinkende hat ſich blamiert."

Ich ſchüttelte den Kopf. „Noch nicht. Warte. Wann tanzt er ſeinen Zaubertanz?"

„Nach Sonnenuntergang."

„Dann gehen wir hin und ſchauen ihm zu."

„Aber du darfſt doch nicht ... Und ich erſt recht nicht. Nur die Alten ſind zugelaſſen. Den Jägern iſt es verboten."

Ich zuckte die Achſel. „Wer hat es verboten? Doch der Hinkende, weiter niemand. Meinſt du, ich werde mich durch ſolch ein Verbot behindern laſſen? Du haſt es geſehen. Ich wurde mit dem Reißer und dem behaarten Alten fertig. Glaubſt du, der Hinkende wäre ſtärker?"

Er gab nach, aber noch nicht ganz überzeugt. Der Alf hatte ſich doch eine gewaltige Macht beim Stamm erlogen. Urda hatte Recht. Ich hätte ihn damals, Gaſtrecht oder nicht, erſchlagen ſollen.

Wir ſaßen neben dem toten Rieſen und ſprachen wenig. Ich baute mir im Kopf einen Plan zurecht, wie ich den ſchlauen Fuchs bloßſtellen und dann töten könnte. Und dann belehrte ich meinen Gefährten über die Rolle, die ich ihm zugedacht. Er war nicht gern dabei, ſuchte nach Ausflüchten, aber ſchließ-

lich hatte ich ihn so weit. Und als die Dämmerung sich auf die Ebene senkte, und in der Ferne die Feuer vor den Höhlen aufglimmten, machten wir uns auf den Weg. Ich trug als Trophäe und Beweis meiner Tat den etwa eine Elle langen Schwanz des Mammuts, dessen Haare allerdings ziemlich schütter geworden waren. Es war halt ein altes Tier.

5.

Wir näherten uns der Höhle nicht auf geradem Wege, sondern so, wie ich das erste Mal gekommen war, über die Felsen. Es war eine halsbrecherische Kletterei im Finstern, denn inzwischen hatte es angefangen zu regnen. Ein eisiger Wind wehte von den Schneebergen herüber, und das Hundefell, das ich wegen der späten Jahreszeit um Brust und Hüften trug, bot nur wenig Schutz. Im Klettern dachte ich an Urda. Ob sie dem Hinkenden völlig verfallen war und nicht zu mir zurückkehren würde? Ob sie noch an mich dachte? Ich sah rot, wenn ich an das Zusammenleben der beiden dachte, und ich mußte immer wieder daran denken. Daß ich keinen Speer mehr hatte! Mit Alf würde ich auch mit bloßen Händen fertig werden, aber der Sirg war bullenstark und gefährlich. Und der wird bewaffnet sein, und die Alten sicher auch, die in der Höhle waren.

Ich hätte mir wenigstens einen Speer beschaffen müssen, bevor ich hineinging. Aber woher nehmen? Und die Ungeduld brannte derartig in meinem Eingeweide, daß ich nicht einen Augenblick länger warten konnte.

Ich sagte zu Tior, der hinter mir kletterte: „Wenn wir drin sind, gib mir deinen Speer. Ich brauche einen gegen Sirg. Aber vielleicht werde ich auch keinen brauchen, wenn alles so geht, wie ich dir gesagt habe. Wo sind denn die Männer vom Stamm?"

„Sie tanzen vor den Höhlen draußen. Die Weiber hocken

vor den Eingängen und ſingen. Der Hinkende hat ſie den Sang gelehrt."

Ich konnte hören, wie aufgeregt er war. Faſt ebenſo wie vor dem Angriff auf das Mammut. Ich ſagte: „Sorge du nur dafür, daß das Licht nicht ausgeht, wenn ich mit dem Hinkenden kämpfe. Ich will ihm einen neuen Sang beibringen, den er noch nicht kennt." Und dann ſtellte ich die Frage, die ſchon ſeit unſerem Zuſammentreffen auf meiner Zunge brannte: „Und das Weib? ... Iſt es auch in der Höhle ... beim Tanzen drin?"

„In der Wohnhöhle wahrſcheinlich. In die Bilderhöhle darf ſie nicht hinein." Dann fragte er neugierig: „Was ... was iſt das, was du unterm Arm trägſt?"

Ich lachte. „Das iſt mein Zauber. Das und ..." ich wies den Mammutſchwanz vor. „Du wirſt's ſchon ſehen."

Wir waren am Rand des Steilhangs angelangt. Von unten zog Holzrauch von den vielen Feuern, die wie eine Kette von rieſigen Leuchtkäfern durch den Regenſchleier glühten, zu uns herauf. Ab und zu hörten wir den ſchrillen Geſang der Weiber. Die Zeremonie ſchien im vollen Gange zu ſein. Ich grinſte. Sie würde ein Ende nehmen, von dem der Hinkende nicht geträumt hatte. Wir begannen den vorſichtigen Abſtieg.

Endlich ſtanden wir vor dem dunklen Eingang in meine alte Höhle. Jeder Felsvorſprung, jeder Spalt waren mir ſeit meiner Kindheit vertraut. Seit meine Eltern vor einigen Wintern von dem alten Reißer getötet waren, hatte ich in dieſer trockenen und luftigen Höhle gelebt, bis ich dem Alten die Urda raubte und flüchten mußte. Ich holte tief Luft, bückte mich und trat in die Wohnhöhle.

Das Feuer glimmte nur unter weißer Aſche an der Herdſtelle. Aber in der Höhle war es warm. Es roch ziemlich ſtark nach irgendwelchen verbrannten Kräutern. Wahrſcheinlich kam der Geruch aus der inneren Höhle, wo gerade der Hinkende tanzte.

Ein leiſes Geräuſch, ein ſcharfes Atemholen aus der Ecke, wo die Schlaffelle lagen, ſagten mir, daß Urda in der Wohnhöhle war. Ich ſtrengte die Augen an, doch konnte ich nur undeutlich ihre Umriſſe erkennen. Sie lag halb aufgerichtet auf den Fellen und ſchien mich anzublicken. Hinter mir atmete ſchnell und aufgeregt Tior. Der Schaft ſeines Speeres ſcheuerte an meiner nackten rechten Schulter. Ich machte noch einen Schritt vor.

„Naal!“ hauchte die Frau auf den Fellen. Ich konnte nicht erkennen, ob es Furcht, Erſtaunen oder Freude war, die in dem ſchwachen Laut zitterten. Ich ſchwieg. Ich wußte ſelbſt nicht, ob ich ſie haßte oder begehrte. Ich ſchwieg.

Die Felle raſchelten. Die liegende Geſtalt richtete ſich auf, trat näher zu mir: „Nimm mich mit, Naal! Komm, rennen wir!“

„Bleib liegen“, ſagte ich heiſer. „Ich habe noch etwas zu erledigen.“

„Geh nicht rein, Naal, geh nicht rein!... Du biſt des Todes, wenn du den Raum betrittſt!“

Ich lachte wütend. „Ich muß dem Hinkenden meine Schuld bezahlen. Einmal habe ich ihn laufen laſſen. Das war falſch. Du hatteſt Recht damals. Diesmal mache ich mir aus ſeiner Schädeldecke eine Trinkſchale.“

Ihre Hände verſuchten mich zurückzuhalten, aber ich ſtieß ſie auf die Felle zurück. „Komm, Freund“, ſagte ich zu Tior. „Gib mir jetzt deinen Speer.“

„Vielleicht nimmſt du das Weib und gehſt, Mammuttöter?“ ſagte er unſchlüſſig.

„Nicht deshalb habe ich den behaarten Alten erlegt, Freund. Gib mir den Speer und achte darauf, was du den Alten zu ſagen haſt.“

Er gehorchte, doch ich merkte, daß er am ganzen Leibe zitterte. Ich tauchte in die niedrige und ſchmale Öffnung des Ganges und kroch langſam und lautlos voran. Der Geruch der verbrannten Pflanzen wurde immer ſtärker, reizte zum

Nieſen, doch ich unterdrückte mannhaft die Regung und drang weiter vor, bis ich mich aufrichten konnte. Die Augen tränten mir, und im Kopf begann es zu rauſchen.

Aus der Eingangsöffnung in die Bilderhöhle drang ein rötlicher flackernder Lichtſchein und die Stimme Alfs und anſcheinend noch anderer Weſen. Es war, als ſänge dort der Mann, und Tiere der Savanne antworteten ihm. Da bellten und jaulten Wildhunde, im nächſten Augenblick brüllte kurz der alte Reißer, trompetete der beharrliche Alte, heulte ein hungriger Wolf. Unwillkürlich mußte ich daran denken, daß die Bilder an den Wänden lebendig geworden wären und an der Zeremonie teilnähmen. Für einen Augenblick beſchlich mich ein furchtſames Zagen, und ich hörte, daß Tiors Zähne hörbar klapperten. Dann riß ich mich zuſammen. Ich wollte ſehen, was das für ein Zauber war, der die Höhle mit den Tieren der Ebene bevölkerte. Ich näherte mich vorſichtig dem Eingang, lugte hinein.

In der Mitte des Raumes flackerte ein kleines Feuer, in das der vierſchrötige Sirg augenwiſchend und hüſtelnd immer neue Kräuter legte. An einer Wand hockten auf den Ferſen die drei älteſten, mit Muirs fetter, maſſiger Geſtalt in der Mitte. Und um das Feuer herum tanzte wiegend und ſpringend eine ſo ſeltſame Geſtalt, daß ich die Augen und den Mund aufriß. Es war ein Renhirſch mit ſchönem Geweih, aufrecht gehend auf den Hinterläufen, in den Vorderläufen ein Wedel aus Mammutſchwanzhaaren und eine Klapper aus Schlangenhäuten, getrockneten Kröten und Fröſchen. Der ſeltſame Hirſch tanzte und ſang, und die Stimmen der Tiere, die ihm antworteten, ſchienen von der Decke und den Wänden zu kommen. Ich ſtierte die Erſcheinung verſtändnislos an, und dann ſah ich es: unter dem Geweih hing loſe die behaarte Stirnhaut des Rens herab, die Augen waren weit ausgeſchnitten. Beim Tanzen flatterte die Haut auf und ab, und darunter ſah ich den aufgeriſſenen Mund eines Menſchen. Plötzlich mußte ich lachen, lehnte den Speer an die Wand

und wickelte den Packen, den ich unter dem Arm trug, auf. Als ich mich dann umwandte, zog der zitternde Tior hinter mir die Luft scharf ein: ich hatte die Kopfhaut des alten Reißers über den Kopf gezogen, und die beiden ellenlangen Reißzähne hingen rechts und links von meinem Gesicht auf die Brust herab. Vermutlich sah ich damit noch gefährlicher aus als der tanzende Hirsch, denn Tior machte einen Schritt zurück. Ich flüsterte: „Los, Freund! Geh rein und sag's ihnen!"

Doch der junge Mann war dazu unfähig. Er hockte sich nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich redete ihm eine Weile gut zu, doch dann sah ich, daß es zwecklos war. Ich mußte allein handeln. Tior hatte sich durch den Mummenschanz des Hinkenden und meine Maske völlig durcheinander bringen lassen. Ich wandte mich um, faßte den Speer und trat offen in die Höhle ein.

Aller Augen hafteten sich an mich. Die Alten an der Wand rührten sich nicht. Sirg stierte mich an mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund. Der Hirsch hielt im Tanzen inne und hob die Vorderläufe, als wollte er einen Schlag abwehren, obgleich ich den Speer nicht gehoben hatte. Eine Weile herrschte absolute Stille, von Sirgs rasselndem Atem unterbrochen.

Ich machte einen Schritt vor. Der Hirsch wich vor mir zurück an die Wand. Neben ihm glimmte eine Fackel, die in den Fels gesteckt war. Ich konnte jetzt deutlich Alfs zitternde Hände sehen, die den Wedel und die Klapper hielten.

Ich sagte: „Heil euch, Männer! Der Schwindel ist zu Ende. Während der Hinkende tanzte und zauberte, habe ich für euch den behaarten Alten erschlagen." Ich warf Muir den Mammutschwanz vor die Füße. „Der Stamm hat genug Fleisch für den halben Winter. Tior wird euch dorthin führen. Dafür will ich vom Stamm Frieden haben. Und von diesem Lügner und Feigling" — ich wies mit der Speerspitze auf den zitternden Hirsch, der noch näher an die Wand zurück-

wich — „will ich, wie verſprochen, die Schädeldecke als Trinkgefäß und mein Weib, das er geraubt, zurück!“

„Ich habe dir kein Weib geraubt!“ kreiſchte Alfs helle Stimme. „Du haſt es mir geſchenkt, und ich gab dir den Zauber, den Reißer zu erlegen! Und jetzt habe ich gezaubert, damit der behaarte Alte getötet werden konnte! Aber das Weib kannſt du haben. Ich will es nicht mehr!“

„Ich nehme das, was mir zuſteht“, ſagte ich durch die zuſammengebiſſenen Zähne. „Ich will deine Lügenzunge herausreißen!“

Muir rührte ſich ſchwach und ſagte keuchend: „Du ſollſt ihn nicht töten, Reißertöter. Er ſingt und tanzt, und der Stamm hat genug Fleiſch und gutes Wetter.“

Ich lachte: „Er ſoll jetzt ſingen, damit der Regen aufhört. Wenn er das fertig bringt, dann laſſe ich ihn leben! Den Lügner!“

Doch Alf ſagte: „Ich tue es! Männer, ihr ſeid Zeugen!“ Und er begann zu tanzen. Ich trat zur Wand zurück, den Speer ſtoßbereit. Ich war überzeugt, daß der Hinkende den leiſe und ſtetig rieſelnden Regen niemals beſchwören konnte. Es war Herbſt, und der Wind kam von den Schneebergen. Und er war hier in meiner Hand. Im Gang war Tior, er würde den Hinkenden aufhalten, wenn er plötzlich davonſchlüpfen ſollte. Und außerdem würde ihn mein Speer erreichen, bevor er im Gang würde verſchwinden können. Ich dürſtete nach ſeinem Blut und war ſicher, es zu bekommen. Auch Sirg würde mich daran nicht mehr hindern können.

Aber ich hatte mit Alfs Schlauheit nicht gerechnet. Im Vorbeitanzen riß er plötzlich die Fackel aus der Wand und trat ſie aus. Plötzlich war es ſo finſter, daß man die Hand vor den Augen nicht ſehen konnte. Nur das Kräuterfeuerchen glimmte ſchwach. Ich hörte Sirg ächzen und ſchmerzlich aufſtöhnen, ein paar ſchnelle Schritte, warf den Speer blindlings in die Richtung, wo ich den Ausgang vermutete, riß den Hammer aus der Schlinge. Als ich vorſprang, ſtolperte ich

über Sirgs ungefügen Körper, rappelte mich haſtig hoch und ſchlug blindlings mit dem Hammer zu, als er mich zu halten verſuchte.

Als ich den Gang erreichte, war es dort ſtill, und ich wunderte mich. Der Hinkende hat doch den Tior nicht erſchlagen? Ich rannte, bis der Gang niedriger wurde, warf mich auf alle Vier, den Hammerſtiel zwiſchen den Zähnen, kroch weiter, immer gewärtig, einen Schlag auf den Kopf zu bekommen. Und er kam auch, als ich mich gerade anſchickte, die Wohnhöhle zu betreten. Der Hieb war nicht ſehr ſtark, aber er hätte genügt, wenn ich die Tigerhaut nicht über den Kopf gezogen hätte. So aber betäubte mich der Schlag etwas, doch ſchon einige Sekunden ſpäter war ich aus dem Gang heraus und auf den Beinen.

Urda ſtand mit dem Rücken an die Wand gepreßt, die Handflächen an den Fels gedrückt. Ich ſah das Weiße ihrer weit aufgeriſſenen Augen. Ich fragte keuchend:

„Wo iſt er? Ich muß ihn haben?“

Sie wies wortlos auf den Ausgang, und ich ſprang vor, den linken Arm zum Schutz gegen einen möglichen Hieb über dem Kopf abgewinkelt. Aber es kam nichts. Der Platz vor der Höhle war leer. Der Regen rieſelte hernieder. Von den benachbarten Höhlen liefen ſpeereſchwingend und ſchreiend die Männer hinzu. Ich erkannte Tior, der als erſter angelaufen kam. Ich hätte ihn am liebſten erſchlagen. Er hatte ſich feige gedrückt und den Hinkenden entſchlüpfen laſſen. Wieder hatte mich der Liſtige betrogen. Ich ſchäumte vor Wut, zog mich aber wieder in die Höhle zurück. Ich wußte nicht, mit welchen Abſichten die Männer kamen. Vielleicht wollten ſie ihren Zauberer ſchützen.

Tior blieb vor dem Eingang kauernd ſtehen, rief atemlos: „Du lebſt, Tigertöter? Ich dachte, die Geiſter hätten dich erſchlagen. Ich habe den Männern von dem Mammut erzählt. Du ſollſt ſie hinführen.“

Ich ſagte: „Du haſt den Hinkenden entkommen laſſen.

Führe die Männer ſelber hin. Ich will damit nichts zu tun haben."

Urdas Hand legte ſich auf meine Schulter: „Du haſt den behaarten Alten erſchlagen! ... Du biſt ein Held." Ich ſchüttelte ihre Hand ab. In dieſem Augenblick fühlte ich nichts wie ohnmächtige Wut und beizende Enttäuſchung. Dann aber ermannte ich mich.

„Pack das Zeug zuſammen, wir gehen."

„Nachts durch die Ebene?" ſagte ſie zaghaft. Ich fauchte: „Der Reißer iſt tot. Der behaarte Alte iſt tot. Wer ſoll uns etwas tun? Wir gehen."

Tior kroch in die Höhle herein. „Willſt du den Stamm verlaſſen, Tigertöter? Willſt du nicht hier bleiben, in deiner alten Höhle?"

„Wenn du gehſt, kommt der Hinkende zurück und wiegelt die Männer gegen dich auf", ſagte Urda, indem ſie die Felle gehorſam zuſammenſchnürte. Ich überlegte. Meine alte Höhle war mir verhaßt, ſeit der Hinkende in ihr gehauſt hatte. Aber Urda hatte eigentlich Recht. Ich galt jetzt etwas im Stamm. Ich war ſchon immer einer der beſten Jäger geweſen, aber jetzt, nachdem ich dem Stamm Winterfleiſch beſorgt und ihn vom Reißer befreit hatte, galt ich viel mehr. Allerdings war nicht ſicher, was Muir dazu ſagen würde. Ich hatte ja ſchließlich damals das Geſetz überſchritten. Ich ſchwankte.

Inzwiſchen krochen die Alten aus der inneren Höhle heraus. Als erſter keuchend und ächzend der dicke Muir, hinter ihm die anderen zwei. Sie richteten ſich auf, wiſchten die tränenden Augen. Dann kam auch Sirg, ſtöhnend und aſchebeſchmiert. Im Fliehen hatte ihn Alf rücklings ins glimmende Kräuterfeuer geworfen.

Muir blinzelte mich aus ſeinen kleinen Äuglein an und brummte: „Der iſt dir über, Reißertöter. Willſt du beim Stamm bleiben? Wo liegt die Beute?"

Ich ſagte noch voll von meiner Wut: „Ich kriege ihn doch noch, alter Mann. Er entgeht mir nicht. Ja, ich bleibe beim

Stamm, wenn das Alte begraben bleibt. Hier, in meiner Höhle, wo meine Eltern gelebt haben, bleibe ich."

„Schenk mir einen der Reißzähne", keuchte der Alte. „Es ist alles in Ordnung."

„Du kannst die beiden Stoßzähne des behaarten Alten haben", sagte ich. Von den gebogenen Hauern des Säbelzahntigers mochte ich mich nicht trennen. Der Dicke nickte. Er war ein gutmütiger Mann.

„Aber wie schützt du uns vor dem bösen Auge des Hinkenden?" meinte einer der Ältesten, der schon keine Zähne mehr hatte und sehr undeutlich sprach.

„Ich werde ihn erschlagen", versprach ich zuversichtlich. „Und jetzt führt euch Tior zur Beute. Bald fängt es an zu grauen.."

Muir nickte und ging hinaus zu den Männern, die, zu einem Knäuel um den Eingang geballt, neugierig lauschten. Die beiden anderen Alten folgten. Tior war als erster hinausgeschlüpft.

Urda und ich blieben allein.

6.

Sie sagte: „Er wollte mich töten, als er herauskam. Aber ich rannte vorher heraus — ich wußte, daß er mich töten oder mitnehmen würde. Er rief nach mir, aber ich stand draußen in Regen und Dunkelheit, bis er fort war. Er ist über die Felsen fort. Geh ihm nicht nach, Naal."

Ich sagte: „Der Flüchtige hat nur einen Pfad, der Verfolger vierzig. Und Regen und Nacht decken die Flucht. Er entkommt mir nicht." Ich hockte mich auf die Felle nieder. Es war Zwiespalt in meiner Brust. Ich liebte Urda und hatte Verlangen nach ihr. Und gleichzeitig haßte ich sie, wenn ich daran dachte, daß sie mit Alf geschlafen. Ich schlug mit der Faust auf den Boden und rief: „Warum bist du mit ihm gegangen? Du trägst ein Kind von mir."

Sie blies das Feuer auf der Herdstelle an. Als es aufloderte, sah ich, daß ihr Gesicht verfallen und ratlos war. Sie sagte: „Warum hast du ihn damals nicht gleich erschlagen? Ich sagte es dir ... Kein Weib kann ihm widerstehen, wenn er es ansieht und sagt: ‚Du kommst mit.' Er sieht durch einen hindurch. Er ist schrecklich."

„Aber du hast mich doch gern!" rief ich verzweifelt. „Wie konntest du ..."

„Es war nicht ich. Es war ... Ich weiß nicht. Ich konnte nicht anders. Ich mußte mit. Ich mußte tun, was er wollte. Er sagte, er wird meinen Schoß verschließen, und ich werde das Kind tot zur Welt bringen. Weil es dein Kind wäre. Ich sagte, ich hasse ihn und würde ihn töten. Er lachte nur. Er hatte Recht. Ich hatte nicht die Kraft. Ich mußte tun, was er wollte. Oh, Naal, warum hast du ihn nicht erschlagen! ..."

Ich hockte verständnislos und verzweifelt auf den Fellen. Es war doch alles anders geworden zwischen mir und Urda. Sie hatte mir gehört, freiwillig und gern. Und nun kannte ihr Schoß einen anderen Mann, und ihre Seele war zerrissen. Ich stand auf und trat aus der Höhle heraus. In den Regen und den kalten Wind. Die Feuer glimmten noch vor den Höhlen. In der Ferne sangen die durch die Savanne marschierenden Männer, um etwaige wilde Tiere zu vertreiben. Der Wind und der Regen zischten und rauschten an der Felswand, von der feine Bächlein herunterliefen.

Mein Kopf war gleichsam leer. Vergeblich versuchte ich, mich auf einen Gedanken zu konzentrieren. Die Gedanken waren scheinbar in Fetzen gegangen. Aber ein ziehender, dumpfer Schmerz bohrte in meinen Eingeweiden. Schließlich sagte ich mir, daß ich am Morgen Alf finden und erschlagen würde, und daß dann alles wieder in Ordnung sein würde.

Ich merkte kaum das kalte Regenwasser, das an meinen Schenkeln herunterlief, auch nicht den dumpfen Schmerz in der von dem Mammutrüssel getroffenen Schulter und im Kopf, den nur das Tigerfell vor dem Hammer des Hinkenden

gerettet hatte. Träge zogen ſich Gedankenfetzen durch das Hirn, um gleich in Vergeſſen zu zergehen. Endlich wurde es mir kalt, aber ich fand nicht die Energie, in die Höhle zurückzukehren.

Urdas Hand, die ſich auf meine Schulter legte, ließ mich zuſammenzucken. Aber ich folgte ihr willenlos in die warme Höhle, ſetzte mich auf die Felle und nahm auch gehorſam das Stück Bärenfleiſch, das ſie mir reichte. Wir hockten ſchweigend einander gegenüber und aßen luſtlos.

Nach einer Weile ſprach das Weib, gleichſam an das flakkernde Feuer gerichtet: „Der hinkende Zwerg trat zwiſchen meinen Naal und mich. Er hat das Band zerſtört. Es wäre beſſer, du erſchlügſt mich. So geht es nicht weiter. Du weißt, daß mein Schoß nun einen anderen Mann gekannt hat, und dich ekelt's. Aber du weißt nicht, daß ich dabei immer dich bei mir hatte, nur dich, ob es in Wirklichket auch der Hinkende war. Ich haßte ihn und fürchtete ihn. Ich wollte ihn nicht, ich wollte nur dich. Und ich trage noch dein Kind. Vielleicht haſt du Recht, und mein Schoß wurde nicht vom Hinkenden verſchloſſen. Vielleicht iſt er ein Lügner, wie du ſagſt."

„Er iſt ein Lügner", ſagte ich ſchwach. „Ich weiß nicht, was mit mir iſt. Mein Kopf iſt ſchwer und die Schulter tut weh, und ich weiß nicht, was ich tun ſoll. Aber morgen erſchlage ich den Burſchen, und dann wird alles wieder gut ..." Aber innerlich fühlte ich, daß es nicht wieder gut ſein würde. Könnte ich je das Bild von Urda und dem Hinkenden aus meinem Kopf bannen. Ich knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fäuſte, daß ſie mir weh taten.

Als ich nach einer Weile aufſchaute, ſah ich, daß Urda mir gegenüber am Feuer hockte. Mit geſenktem Kopf blickte ſie mich von unten herauf unverwandt an. Ihr Geſicht war wie erſtarrt. Sie dachte etwas, aber ich konnte ihre Gedanken nicht leſen. Es war ſeltſam: man hatte ſchon ein Jahr neben einem Menſchen gelebt, miteinander ein Kind geſchaffen, das nun in ihrem Schoß ruhte, man hatte gelacht und geſungen

und gedarbt miteinander — und wußte nun nicht, was da in dieſem Menſchen, den man doch zu kennen glaubte, vorging. Abgründe waren da, undurchſichtige, dunkle Gewäſſer.

Ob dieſer Hinkende tatſächlich über irgendwelche geheimen Kräfte verfügte, die ihm die Frauen hörig machten? Häßlich war er, kein Jäger, kein Mann, der ſich auf die Kraft des Armes und die Spitze des Speeres verläßt. Und klein und ſchwächlich. Und doch brauchte er nur zu winken, und ... Aber dieſe Tierſtimmen vorhin — wie hatte er ſie hergezaubert? Tierſtimmen nachahmen konnte jeder Jäger — aber man wußte doch, woher ſie kamen. Vorhin in der Höhle aber ſchienen ſie von der Decke, von den Wänden zu kommen. Ich ſtand auf. Ich wollte es ausprobieren.

„Komm", ſagte ich zu Urda. „Wir gehen in die innere Höhle."

Sie zögerte, blickte mich furchtſam an. Ich ſagte ungeduldig: „Nimm eine Fackel mit und komm. Da iſt niemand drin."

Sie gehorchte, aber ich ſah, daß ihre Hand zitterte. Sie fürchtete wohl, ich würde ſie dort erſchlagen. Ich kümmerte mich nicht darum, ſondern kroch durch den Gang voran. Ich konnte hören, wie ſie raſch atmete, während ſie mir auf dem Fuß folgte.

In der inneren Höhle ſah es aus, als hätte dort ein Kampf ſtattgefunden. Auf dem Boden war Aſche zerſtreut, in der ſich Sirg gewälzt hatte. Ein Bündel Schlangenhäute lag neben dem Eingang, und im flackernden Licht der Fackel ſah es aus, als bewegten ſich die trockenen Häute. Und da lag Sirgs Hammer, den er wohl in ſeiner Angſt und Wut vergeſſen hatte.

Ich richtete mich in der Mitte der Höhle auf. Urda blieb zögernd am Eingang ſtehen. Ich hob den Kopf und ſtieß den erregenden Ruf jagender Wölfe hervor. Es klang ſelbſt für mich ſchaurig. Urda duckte ſich und machte einen Schritt zurück. Ich fragte:

„Woher kam das Geheul? Von mir oder von der Decke?"

Sie machte eine zitternde, umfaſſende Armbewegung: „Von überall her ... Von der Decke, von den Wänden ...“

Ich lachte grimmig. Alſo war es nur ein Trick vorhin. Der Schall prallte eben von dem Fels ab. Ich ſagte: „Das iſt des Hinkenden Zauber. Ich kann's alſo auch. Gehen wir.“

Sie trat mir voran in den Gang. Dann wandte ſie ſich um: „Aber mit den Frauen ... du kannſt doch keine Frauen in deine Gewalt zwingen? ...“

„Ich hab's nicht verſucht. Ich hatte ja dich. Und es iſt ohne Zauber gegangen.“

Sie wandte ſich wieder um und ging weiter, um ſich zu bücken und dann auf allen Vieren voranzukriechen, als der Gang niedriger wurde. Schweigend legten wir die kurze Strecke bis zur Haupthöhle zurück. Ich ſah ſchon vorn den Schein des Feuers, das dort noch glimmte. Plötzlich hörte ich einen dumpfen Schlag, und Urda ſackte vor mir zuſammen. Als ich ihren nackten Schenkel berührte, fühlte ich ihr Fleiſch zucken, wie ein Wild zuckt, das vom Speer oder von der Axt tödlich getroffen wurde. Der Gang war niedrig, und ich mußte mich auf Urda legen, um nach vorn zu gelangen. Ich wußte ſofort, was geſchehen war: Alf war in die Höhle zurückgekehrt und hatte uns aufgelauert. Und nun war Urda tot.

Ich hatte noch nie eine ſolch raſende Wut gefühlt wie in dieſem Augenblick. Ich fühlte Urdas warmes Blut an meinem Körper, als ich über ihren Kopf kroch, den Speer vorgeſtreckt, voll Haſt, herauszukommen und den Feind zu ſtellen.

Aber die Höhle war leer. Kein Menſch war mehr drin. Der Hinkende war wieder geflohen. Ich raſte hinaus. Regen, Wind, Stille. Vor den Höhlen glimmten keine Feuer mehr. Die Weiber waren ſchlafen gegangen. Ich zog die feuchtkalte Luft tief ein. Es hatte keinen Zweck, dem Mörder nachzuſetzen. Wer wußte, welchen Weg er eingeſchlagen hatte. Ich ließ mich von Regen und Wind abkühlen. In meiner Kehle

ſteckte ein harter Klumpen, der das Atmen beſchwerlich machte.

Dann kehrte ich in die Höhle zurück, lehnte den Speer an die Wand, bückte mich und zog Urdas lebloſen Körper herein. Nachdem ich friſches Reiſig ins Feuer geworfen, ſah ich, daß ihre Schädeldecke zertrümmert war. In dem rötlichen wirren Haar waren graue Gehirnklümpchen neben rotem Blut. Der Körper zuckte nicht mehr, war ſtill, weich und ſchwer.

Ich kauerte mich neben der Leiche nieder. Ich hatte keine Gedanken im Kopf, eine ſtumpfe, verzweiflungsvolle Leere. Lang ausgeſtreckt und größer, als ſie im Leben war, lag Urda, mein Weib, vor mir auf dem Boden. Ihr Geſicht war wieder ſchön und jung, wie ich es von früher her kannte.

Ich wußte nicht, wielange ich ſo daſaß. Das Feuer ging allmählich aus. Vom Eingang her zog es kalt herein. Ich erſchauerte und blickte ſtumpf um mich. Und plötzlich wurde es mir klar: meine Urda war tot. Sie wurde von mir geriſſen — noch vor wenigen Tagen hatte ich ſie in den Armen gehalten und ihren willigen, begehrenden Körper unter mir geſpürt. Noch vor wenigen Tagen konnte ſie lachen und ſingen, Fleiſchſtücke über dem Feuer röſten, Kräuter ſuchen und aus Fellen Kleidungsſtücke machen und ...

Und nun war ſie fort. Nicht mehr da. Denn dieſer langgeſtreckte, regungsloſe kalte Körper vor mir war zwar Urda, und war es wieder nicht. Es war wie die Saiga-Antilope, die ich neulich erlegt — kalt, reglos, ein Ding. Schön, aber leblos. Ein Ding.

Ich kroch wieder in den Gang, nachdem ich Urdas Grabſtock, mit dem ſie früher die Wurzeln aus dem Boden gegraben hatte, zuſammen mit dem Speer mitgenommen. In der inneren Höhle grub ich mit Mühe in dem harten Lehmboden ein viereckiges tiefes Loch an der Stelle, wo Alf ſein Kräuterfeuer gehabt hatte. Es dauerte lange, bis es tief genug war, und mir taten alle Muskeln weh, doch ich achtete nicht darauf.

Es war ſchon hell, ein grauer, trüber, kalter Tag, als ich in die Vorhöhle zurückkehrte — nicht ohne gewiſſe Vorſichtsmaßnahmen gegen etwaigen Überfall. Doch Alf war anſcheinend überzeugt, daß er mich erlegt hatte, und zeigte ſich nicht mehr.

Urdas Körper war inzwiſchen ſteif geworden. Ich mußte warten, bis die Starre nachließ, denn ſo hätte ich ſie nicht in das Grab legen können. Nach dem Stammesbrauch mußte der Tote auf der rechten Seite mit angezogenen Knien ruhen, wie das Kind im Schoß der Mutter.

Aber es widerſtrebte mir, Urda in die kalte, tote Erde zu betten. Ich ſuchte einige ſchöne Felle aus dem Haufen heraus und wickelte ihren ſtarren Leib darin ein, ſo daß nur das blaſſe ſchöne Geſicht hervorlugte. Um den zertrümmerten Kopf ſchlang ich ein weiches rotes Fuchsfell. Dann ergriff ich den Speer und trat in den Wind und Regen hinaus.

Vor den Höhlen bewegten ſich frierend und ſich in Felle einhüllend einige Frauen. Die Feuer wollten nicht brennen, qualmten, kniſterten und ziſchten. Die Männer waren anſcheinend noch nicht zurück. Die Weiber glotzten mich neugierig an, blieben aber an ihren Feuern, als hätten ſie Angſt vor mir. Ich rief: „Euer Hinkender hat mein Weib erſchlagen.“ Dann lief ich den Hang hinunter in die Steppe.

Im triefenden niedrigen Geſtrüpp unten fand ich, was ich ſuchte — lange, trocken dreinſchauende, faſt blätterloſe Ranken mit knallroten ſchotenartigen Blüten oder Früchten. Ich pflückte einen Arm voll davon und kehrte dann zur Höhle zurück. Urda ſollte es ſchön haben in ihrem kalten Grab.

Einige Weiber kauerten neben der Leiche in meiner Höhle. Sie ſchielten furchtſam zu mir, als ich eintrat. Es waren ältere Frauen, die ich kannte, nur eine einzige junge, die dralle, rotbackige Frau von Sirg war dabei, deren Augen feindſelig blinzelten.

Ich ließ die Zweige fallen und lehnte den Speer an die Felswand. Ich ſagte: „Das iſt euer großer Zauberer! ... Er

konnte nicht einmal das Weib von mir unterſcheiden und erſchlug ſie meuchlings — er meinte mich. Eine tapfere Tat. Aber nun werde ich, wie einmal gelobt, aus ſeiner Schädeldecke ein Trinkſchale machen."

Die Frau von Sirg ſagte und richtete ſich auf: „Ihr nehmt immer den Mund voll und richtet nichts aus. Er iſt euch über. Er wird aus deiner Hirnſchale ein Trinkgefäß machen. Er und nicht du!"

Ich grinſte ſchief, ſchwieg aber. Ein Jäger ſtreitet ſich nicht mit Weibern. Sie wurde noch wütender: „Er iſt eben euch allen über! Mein Sirg iſt wie ein Höhlenbär — ſtark und furchtlos. Aber kann er einer Frau das geben, was dieſer kleine hinkende Mann gibt? Er kann nur zuſehen, wenn der ſein Weib glücklich macht und dann ſeinem geringſten Wink und Wort folgen. Jawohl. Sirg iſt zu ihm hin, und zu zweit werden ſie ſchon mit dir fertig, Tigertöter, und wenn du zehn Reißer und behaarte Alte erlegſt."

Eine von den alten Weibern brummte verweiſend: „Daß ſich dieſes Weib nicht ſchämt, vor allen zu geſtehen, daß ſie mit einem anderen Mann hurt!..."

Auch die anderen wiegten die Köpfe und murmelten Mißbilligendes. Doch die Dralle ſtemmte die Fäuſte in die runden Hüften und warf den Oberkörper zurück, daß ihr eine pralle und runde Bruſt über dem Hundefell hervorrutſchte: „Was verſteht ihr ſchon davon! Ihr ſeid alt und habt einen ſolchen Mann noch nicht gekannt. Schweigen ſolltet ihr!... Mich und viele andere hat er glücklich gemacht, bloß die haben keinen Mut, es einzugeſtehen. Ich aber — ich habe den Mut, und ich ſag's auch. Und dich, Tigertöter", wandte ſie ſich an mich und fletſchte die Zähne wie ein gereizter Köter, „dich, Tigertöter, werde ich mit Tollkirſchenſaft umbringen, wenn du dem Zauberer ein Haar krümmſt!"

Ich ſagte: „Dann bereite deinen Saft ſchnell, Weib. Die Schale dazu bringe ich dir nächſtens."

Sie machte Miene, mich anzuſpringen, fauchte dann wie

eine wütende Katze und verließ hüftenwackelnd die Höhle. Die alte Frau ſagte: „Eine Giftkröte!... Schlag ſie tot, Tigertöter, ſonſt macht ſie ihre Worte wahr."

„Nimm dich in Acht, Tigertöter", nuſchelte mit ihrem zahnloſen Mund die Älteſte. „Sie wird die beiden über dich auf dem Laufenden halten. Den Schlag übrigens ..." ſie wies mit dem Finger auf Urdas Kopf, „den Schlag hat nicht der Hinkende geführt. Dazu iſt er zu ſchlapp. Das war Sirg, glaube mir."

Ich mußte zugeben, daß es etwas für ſich hatte. Es muß ein furchtbarer Schlag geweſen ſein, der die Schädeldecke ſo ſtark durchſchlug. Unwillkürlich befühlte ich die Beule auf meinem eigenen Schädel mit der Hand. Nein, der Hinkende ſchlug nicht ſo ſtark zu. Sonſt hätte mir die Tigerhaut nicht geholfen. Es war ſchon Sirg. Ich ſagte:

„Aber ſeine Hand führte der Hinkende. Und er ſoll mir dafür büßen. Sirg auch. Beide." Ich probierte, ob ſich Urdas Arm biegen ließ. Er war noch ſteif, ließ ſich aber im Gelenk biegen. „Und jetzt will ich Urda begraben."

„Keine Eile", ſagte die Älteſte. „Nur keine Eile. Noch haben die Weiber nicht geklagt und die Männer nicht getanzt."

Eine von den Alten hob ein heiſeres Geheul an, zu Häupten der Leiche hockend. Sie ließ ihr graues Haar über das Geſicht herunterhängen und heulte einen alten Sang, in den die anderen alten Weiber einfielen. Ich wußte, daß es ſo üblich war, und es tat mir auch wohl, wenn ſie Urdas pralle Brüſte und runde feſte Schenkel beſangen, aber ich hielt es nicht aus und ging mit meinem Speer in der Fauſt hinaus.

Noch mehr Weiber ſchlichen auf den Klang der Totenklage hin heran, huſchten an mir vorbei mit ſcheuem Blick in die Höhle, jungen und mittleren Alters, und bald vermiſchten ſich ihre ſchrillen Stimmen mit den tiefen und heiſeren der Alten. Ich ſtand vor dem Eingang und blickte ins Tal. Noch einmal trat der harte Kloß in meine Kehle, und es war nicht

nur der Regen, der meine Augen mit einem Schleier überzog.

In der Savanne bewegte ſich der Zug der ſchwer an großen Fleiſchſtücken tragenden Männer. Manchmal trug der Wind Bruchſtücke ihres tiefen kehligen Geſanges heran. Je zwei junge Jäger ſchleppten die gebogenen Stoßzähne des Mammuts, hinter ihnen keuchte unbeſchwert durch Laſt der dicke Muir. Oben unter den Wolken kreiſten Adler, Geier und Weihen und ganze Wolken von Raben und Krähen.

Ich ſtand da, auf den Speer gelehnt, und ſchaute blicklos herab. Und ich war allein. So allein wie noch nie im Leben, ſelbſt nach dem plötzlichen Tode meiner Eltern nicht.

In der Höhle heulten und klagten die Weiber.

7.

Tior kam atemlos in die Höhle geſtürzt. „Auf, Tigertöter, ich habe ſeine Fährte gefunden! ... Auf!"

Ich blickte von meiner Arbeit auf — ich war gerade dabei, eine neue ſcharfe Feuerſteinſpitze an meinem Speer zu befeſtigen. „Wo?"

Er hockte, immer noch außer Atem, neben mir nieder. „Ich bin ſo gerannt, um dir die Nachricht zu bringen. Beide ſind ſie da — auch Sirgs breite Tatze habe ich im weichen Lehm erkannt. Sie ziehen ſüdwärts zum großen Waſſer."

„Erzähle", ſagte ich und ſchlang ſorgfältig den letzten Knoten. Ich werde mich auf den Speer verlaſſen müſſen. Ich prüfte den Sitz der Spitze und nickte. „Gut ſo. Erzähle, Freund."

„Der alte Mann ſchickte uns, Hurl und mich, zu den Rundköpfen im Gebirge, um Fleiſch gegen Feuerſteine zu tauſchen. Der Stamm braucht wieder Feuerſteine, und die Rundköpfe haben uns in dieſem Sommer nicht aufgeſucht. Wir gingen alſo los, immer auf die aufgehende Sonne zu. Du kennſt den trockenen Fluß, der im Sommer trocken wird? Jetzt führt er

etwas Waſſer, nicht viel, aber die Ufer ſind auf zehn Schritt von der Rinne feucht und weich. Und da ſtießen wir auf Fährten — deutlich konnte ich den hinkenden Schritt des ... des Zauberers unterſcheiden, und neben ihm den ſchweren Tritt von Sirg. Der ſchien etwas Schweres getragen zu haben, der rechte Fuß ſank tiefer ein als der linke. Wohl erlegtes Wild. Ich rannte ſofort zurück, um dir Beſcheid zu geben. Ich dachte, du willſt ...“

„Ich will“, ſagte ich grimmig. „Hab Dank, Freund Tior. Ich packe etwas Fleiſch ein und gehe. Du gehſt zu den Rundköpfen? Ich komme bis zum trockenen Fluß mit.“

Wir ſchlugen gleich ein ſcharfes Tempo ein. In mir zitterte die Erwartung der Rache. Seit dem Tage, an dem der Stamm mit großem Tanz und Klagegeſang der Weiber Urda in der inneren Höhle begraben hatte, durchſtreifte ich Tag für Tag die Umgebung, in der vergeblichen Hoffnung, eine Spur der beiden zu entdecken. Es regnete und ſtürmte, manchmal froren die Pfützen zu, dann zerſchnitt ich mir die Fußſohlen an den ſcharfen Eisſplittern, manchmal fiel naſſer Schnee, verklebte die Augenlider und gefror im ſcharfen Wind zu Eiskriſtallen in Bart und Haar. Aber ich pirſchte weiter, ich konnte nicht anders. Doch keine Spur ließ ſich finden, die beiden waren wie vom Erdboden verſchwunden.

Und nun dieſe Nachricht! ... Ich ſpürte kaum die eiſige Kälte des hartgefrorenen Bodens unter den Fußſohlen. In lang ausholendem Trab durchmaßen wir die eisgefeſſelte Savanne, während ſich über uns endlos ein kaltblauer Himmel wölbte, über den von fernem Gebirge her weiße Wolkenſträhne zogen. Die Sonne gleißte von ihrer Höhe herab, und bald fingen die Eiskriſtalle in Bart und Haar an zu tauen.

Wir raſteten kurz am frühen Nachmittag, aßen etwas Dörrfleiſch und roſtrote lange Rüben, die noch Urda für uns gegraben hatte, ſteckten jeder ein Stückchen Eis in den Mund, um den Durſt zu löſchen, und trabten dann weiter. Am trockenen Fluß zeigte mir Tior die Fährte. Sie war nicht

mehr frisch, das Wasser darin war zu klarem Eis gefroren. Wir suchten eine Furt, wo uns das eisige Wasser bis über die Knöchel ging, durchwateten die wenige Schritt breite Rinne und trabten schärfer weiter, um die erstarrten Füße zu erwärmen.

Nach einer Weile sagte Tior: „Freund, ich muß links ab. Kommst du mit? Auf dem Rückwege von den Rundköpfen können wir weiter pirschen. Der alte Mann wird sonst böse. Ich muß dem Hurl tragen helfen. Es ist nicht weit und ..."

„Geh nur, Freund, und hab Dank. Ich jage allein, wie ich den Reißer gejagt habe. War die Fährte frisch heute morgen?"

„Sie war frisch, und nachts hatte es nicht gefroren. Erst am Morgen, doch die Pfützen drin waren nicht gefroren."

„Dann werden sie nicht weit sein. Sirg hat schwer zu tragen. Und der Hinkende ist nur auf kurze Entfernung flink. Ich jage weiter."

„Nimm dich in Acht", riet er. „Sirg ist kräftig. Und der Hinkende ist schlau wie zehn Füchse."

„Keine Bange. Zweimal ist er mir entronnen. Diesmal nicht."

Tior trennte sich von mir und lief nach Osten, während ich nun mehr auf Deckung bedacht war und von Busch zu Busch pirschte. Sie konnten nicht allzuweit sein und durften die Verfolgung nicht vorzeitig entdecken.

Die Savanne erstreckte sich in sanften Wellen nach Süden, hie und da von Baumgruppen oder kleinen Wäldchen unterbrochen, die zuweilen in flachen Senken wucherten. Die Zweige der Büsche und Bäume hatten ihr Laub meist verloren, nur einzelne ragten dunkelgrün empor. Das Gras war gelb und braun, an manchen Stellen blutrot, purpurn und nur hie und da grün gesprenkelt, und es raschelte unter dem Fuß, als wäre es aus dünnem Eis.

Geduckt erstieg ich eine der sanften Anhöhen und legte mich auf der Kuppe glatt hin, um Umschau zu halten. Irgendwo fern im Osten ringelte sich blauer Rauch. Es konnten aber

nicht die Flüchtigen ſein, es war zu weit nach Oſt und anſcheinend nicht gar zu weit von dem Schneegebirge, das dort den Horizont begrenzte. Vermutlich waren es Rundköpfe auf Jagd. Dorthin war ja auch Tior gelaufen.

Im Süden aber war nichts zu erblicken. Ich robbte von der Anhöhe herunter und begann in weiten Kreiſen das Gelände abzuſuchen. Es mußten doch irgendwo Fährten zu entdecken ſein, ſie ſind doch nicht über die Steppe geflogen. An einer Stelle entdeckte ich niedergetretenes Gras, aber nirgends eine Beſtätigung deſſen, daß es die Verfolgten geweſen waren, die dort raſteten. Es konnte auch ein Pärchen Saiga-Antilopen geweſen ſein, von denen ich mehrere geſehen hatte. Ich ſetzte bis zur Dunkelheit meine Suche fort, immer auf Deckung und Lautloſigkeit bedacht, erlegte einen jungen Saiga-Bock, den ich in einer Senke überraſchte, und ſchlug ihn an Ort und Stelle aus der Decke. Ein paar Streifen rohes, dampfendes Fleiſch dienten als Abendmahlzeit, dazu trank ich aus der nahen Tränke klares, eiskaltes Waſſer. Ich getraute mich nicht, Feuer anzumachen, weil der Rauch meine Anweſenheit verraten konnte. Die Nacht verbrachte ich auf einem der wenigen immergrünen Bäume, frierend und ſehnſüchtig den Morgen erwartend. Ab und zu ſpähte ich durch das Blättergewirr in der Runde, aber nirgends war Licht zu ſehen. Der Hinkende war beſtimmt nicht dümmer als ich und hütete ſich, Feuer anzumachen, zudem die Gegend zu fremden Jagdrevieren gehörte und überall Feinde lauern konnten. An den Feuern erzählten alte Männer von den kleinen braunen ſchwarzhaarigen Menſchen, die im Süden an den Küſten des großen Waſſers lebten und gefangene Feinde und eigene Greiſe fraßen. Sie ſollten ganz große Mäuler und ſpitze Zähne haben wie die Hechte im Fluß, und die Brüſte ihrer Weiber hingen ſchier bis zum Nabel herunter. Sie jagten mit kleinen leichten Speeren, die ſie auf große Entfernung von einem gebogenen Stück Holz ſchleuderten. Aber Mann gegen Mann wären ſie ſchwächlich und feige, dafür

aber hinterliſtig. Und auf unſere Weiber wären ſie ſcharf, erzählten die alten Männer, die mit ihnen vor langen Jahren gekämpft hatten.

Zwar herrſchte zwiſchen unſerem Stamm und den Schwarzen Friede, nachdem vor langen Jahren Gefangene und Geſchenke ausgetauſcht wurden und heilige Eide von den Häuptlingen geſchworen wurden. Die Schwarzen waren an der Küſte geblieben, und wir behielten die nördliche Savanne vom trockenen Fluß an. Aber hier begannen ſchon die Jagdgründe der Schwarzen, und ich wußte nicht, wie ſie einen empfangen würden.

Der Morgen kam mit eiſigem lichtem Nebel und leichtem, aber ſchneidendem Wind. Ich aß etwas Saiga-Fleiſch und hielt Umſchau, bevor ich von meinem luftigen Sitz herunterkletterte. Faſt ſchien es mir, als ſtiege hinter der nächſten Bodenwelle feiner blauer Rauch auf. Aber der Nebel hemmte die Sicht, ſo licht er auch war, und als ich dann in dieſer Richtung pirſchte, war ich gar nicht überzeugt, auf der richtigen Fährte zu ſein.

Doch dann fand ich etwas, was meine Hoffnung wieder beflügelte. In einem niedrigen Geſtrüpp fand ich ziemlich friſchen menſchlichen Kot, notdürftige mit Erde zugeworfen. Und daneben lag die Muſchel unter einem Grasbüſchel, die Muſchel, die mir der Hinkende im Tauſch gegen Urda angeboten hatte.

Ich grinſte. Jetzt war er nicht mehr weit und würde meinem Speer nicht entgehen. Während ich auf der Pirſch die jedem Jäger bekannte fieberhafte Spannung verſpürte, fühlte ich nun, daß alle meine Sinne auf Mord brannten. Die Zähne fletſchten ſich von ſelbſt, die Muskeln ſpannten ſich unter der Haut, aber alle Sinne blieben dabei ſcharf; der Körper reagierte blitzſchnell auf das geringſte Geräuſch, auf die geringſte Bewegung in der Umgebung.

Ich duckte mich ins trockene Gras und ſchlich unhörbar die ſich darin abzeichnende ſchwache Fährte entlang. Sie führte

mich zu einer ausgebrannten Feuerstelle, neben der zwei Menschen gelegen haben mußten. Die Asche war noch warm. Ich nickte.

Plötzlich erdröhnte in der Ferne etwas wie ferner Donner. Ich horchte auf. Der Donner kam hörbar näher. Und nun wußte ich, was es war. Es war eine der unzähligen Saiga-Herden — oder auch Ren-Herden, die über die Steppe brausten. Ihre Rufe dröhnten auf der hartgefrorenen Erde. Doch wenn sich eine solche Herde in diesem Tempo in Bewegung setzte, so mußte sie vor etwas oder jemand Furcht haben. Irgend etwas trieb die Herde vor sich her. Es konnten Tiere sein — große Wolfrudel oder ein Paar Reißer, Säbelzahntiger. Aber es konnten auch Menschen sein — auch wir, unser Stamm, jagten die Saiga im Frühherbst auf diese Weise, und manchmal steckten wir auch das trockene Steppengras in Brand, um das Wild in einer bestimmten Richtung — zu einem schroffen Felsabhang, von dem die Tiere dann herabstürzten, — zu treiben. Ich richtete mich vorsichtshalber auf und witterte. Nein, nach Rauch roch es nicht, und es war auch kein Rauch zu sehen. Die Wolke, die im Nordwesten über der Steppe hing, war kein Rauch, sondern Staub, der von den Hufen der zahllosen Tiere aufgewirbelt wurde.

Und nun sah ich es. Es waren freilich Saiga-Antilopen, fast ebenso hellbraun wie die Steppe, und ihre weißen Wammen leuchteten hell im Licht der soeben aufgegangenen Sonne. Und neben ihnen raste ein Wald von verästelten Geweihen — Ren-Hirsche, ebenso zahllos, bräunlich grau. Aber dahinter wuchteten hinter dem Staubschleier größere undeutliche Gestalten, deren Front ebenso breit war wie die der Rene und der Saiga. Wisente!

Und alles raste auf mich zu. Zeit, dem Ansturm auszuweichen, hatte ich nicht mehr. Ich schaute mich blitzschnell um. Die Savanne bot keine sichere Deckung. Das niedrige Gestrüpp würden die Tiere in ihrem rasenden Lauf einfach niedertrampeln. Größere Bäume gab es nicht in Reichweite.

Oder doch! Rechts von mir, in etwa zweihundert Schritt Entfernung ragte eine einsame immergrüne Platane mit mächtigem Stamm und dichter Krone. Noch bevor ich den Gedanken zu Ende gedacht hatte, setzten sich meine Beine in Bewegung.

Der Stamm war zu dick, um daran emporklettern zu können. Ich umkreiste den Baum und sah dann in höchster Not — ich konnte bereits die kleinen Dampffähnchen vor den Nüstern der heranbrausenden Tiere erkennen — einen ziemlich tief herabhängenden Ast über mir. Ich lehnte den Speer an den Stamm der Platane, rannte zum Ast und sprang. Ich glaubte, ich bin nie im Leben so hoch gesprungen wie diesmal. Ich hing an dem Ast, der sich unter meinem Gewicht senkte, zog die Beine an, arbeitete mich hoch und saß gerade keuchend vor Anstrengung rittlings darauf, als die ersten Tiere unten vorüberpreschten. Es waren vor Angst besinnungslose Hasen, die es auch hier nicht lassen konnten, ihre Haken zu schlagen, um dann unter den Hufen der dichtauffolgenden Saiga-Antilopen zu verenden, zielbewußt hastende rote Füchse, einige schakalartige Wildhunde, ein paar junge Wölfe mit untergeschlagenen Ruten. Und dann kam das Gros der Saiga-Herde, ein breiter Strom kurzer spitzer Hörner und rostbrauner Rücken. Der Strom teilte sich vor dem dicken Baum, aber einige Tiere wurden durch ihre Nachbarn an den dicken Stamm gequetscht, schrien klagend, brachen zusammen, wurden rücksichtslos niedergetrampelt.

Und dann kamen die Wisente. Der Baum unter mir erzitterte unter dem Gewicht ihrer Schritte. Rotunterlaufenen Auges und gesenkten Horns, daß der Bart am Kinn den Boden fegte, donnerten sie vorbei, Rücken an Rücken, schier von Horizont zu Horizont. Ich hörte sie keuchen und husten im Staub, der von den Antilopen aufgewirbelt wurde. Ein Kalb wurde an den Stamm gedrückt, blökte verzweifelt. Das Muttertier versuchte zu bremsen, wurde aber vom

Strom mitgetragen, während die Nachdrängenden über das gestürzte Kalb hinwegbrausten.

Und plötzlich war es vorbei. Nur noch der Staub hing in der Luft. Ich blickte nach hinten, woher die Tierherden kamen, nach Westen. Und ich sah in eiligem Lauf einige kleine dunkle Gestalten heransausen und duckte mich in das harte Laub der Platane. Es war unwahrscheinlich, daß sie mich beim Hinaufspringen gesichtet haben konnten. 'Der Staub deckte mich vor ihren Augen. Aber nun galt es vorsichtig zu sein.

Sie kamen rasch näher, zehn, mehr und noch mehr Jäger, kleine dunkelhäutige, kraushaarige Kerle mit dünnen Beinen, mit seltsamen gebogenen Waffen in der Hand und Vogelfedern im Schopf. Sie trugen nur einen kurzen Schurz vor der Scham, sonst waren sie nackt, und ich wunderte mich, daß sie bei der Kälte nicht froren. Sie beachteten den Baum nicht, auf dem ich saß, aber in seiner Nähe hob der eine von ihnen, ein kleiner Kerl mit einem riesigen Federschmuck im Haar, die Hand mit dem gebogenen Ding, und die anderen versammelten sich gehorsam um ihn herum. Er sagte etwas, was wie Hundegebell klang, und sie schienen ihn verstanden zu haben. Sie verteilten sich in breiter Front parallel zu der des fliehenden Wildes, und plötzlich hockten sie nieder und fingen an zu hantieren — ich konnte nicht sehen, was sie eigentlich machten, aber nach kurzer Zeit stieg über allen diesen kleinen Gestalten Rauch auf — und dann brannte vor ihnen die Steppe.

Sie setzten sich in einen Kreis vor dieser Feuerwand, die mit dem Wind hinter den flüchtigen Herden hereilte. Ich mußte auf meinem Ast bleiben und durfte mich nicht rühren — sie waren knapp einen Speerwurf weit von mir entfernt. Daß sie meinen Speer unten bloß nicht entdeckten! Ich peilte vorsichtig danach: da stand er noch, und rechts und links vom Stamm lagen die im Gedränge zertrampelten Tiere. Wenn die Schwarzen Hunger haben und sich Fleisch holen sollten,

dann wäre es unvermeidlich, daß ſie den Speer entdeckten. Und dann würden ſie den Baum unterſuchen und ... Meine Hand preßte ſich um den Griff meiner Schlachtaxt. Es würde einen ſchönen Kampf geben, und der Hinkende wäre meiner Rache entkommen.

Aber die Schwarzen kümmerten ſich nicht um das zertretene Wild. Bald würden ſie ja viel — viel mehr friſches Fleiſch haben. Irgendwo in der Nähe war ſicherlich ein Steilhang, auf den ſie das Wild hintrieben.

Nach einer Weile erhoben ſich die Jäger und verteilten ſich wieder in zwei Haufen. Der eine ſuchte die Feuer- und Rauchmauer, die ſie jetzt von dem Wild trennte, rechts, der andere links zu umgehen, um ein Ausbrechen der Tiere zu verhindern. Der Häuptling blieb mit ein paar Kriegern in der Mitte. Sie liefen gemächlich hinter dem Feuer her, während die beiden Haufen an den Flanken ausgriffen.

Ich lockerte meinen verkrampften Sitz und überlegte. Sirg und der Hinkende wurden ſicher ebenfalls von den flüchtigen Herden überraſcht. Ich traute dem Hinkenden ſo viel Schläue zu, daß ich überzeugt war, daß er ſich nicht tottrampeln ließ. Etwas anderes war das Feuer. Es gab zwar Mittel, auch dieſem zu entgehen, aber dazu brauchte man Zeit, und das Feuer bewegte ſich ſo ſchnell, daß ich bezweifelte, ob ſelbſt ein ſo ſchlauer Kerl es ſchaffen würde.

Auf jeden Fall mußte ich den Schwarzen folgen. Ich ſetzte an, mich vom Aſt auf die Erde herunterzulaſſen, doch erſt warf ich einen Blick hinter mich und blieb in meinem Verſteck. Über die Steppe von Nordweſten näherte ſich eine große Menſchenmenge. Durch den immer noch über der Savanne hängenden Staubſchleier hindurch konnte ich ſehen, daß es meiſt Weiber waren. Einige Kinder waren dabei, ſie liefen bald rechts, bald links vor dem Hauptpulk, hopſten und ſprangen, wie es die Kinder überall in der Welt tun. Die Frauen aber hatten ſchwer zu tragen, unförmige Bündel ragten über ihren Köpfen hoch, manche ſchleiften ihre Laſt

zu zweit an zwei langen Pfählen, während die dritte sie von hinten stützte. Es war der Stamm der Schwarzen auf der Wanderung — ich hatte von den Alten am Feuer gehört, daß die Schwarzen keine dauernde Heimstätte hatten wie wir.

Blitzschnell überlegte ich, daß der Haufe bestimmt am Baum halten und sich an dem zertrampelten Wild gütlich tun würde. Dann würden die luchsäugigen Kinder meinen Speer und sicherlich auch mich entdecken. Natürlich getraute ich mir, mich durch den Haufen der Weiber durchzuschlagen, obgleich einige von ihnen kurze Speere und viele dicke Knüppel trugen. Aber es lag mir nichts an einem Krieg mit den Schwarzen. Mit ihnen hatte ich nichts zu schaffen, mein Ziel war — der Hinkende.

Ich glitt also rasch vom Ast auf die Erde, ergriff meinen Speer und rannte hinter den nicht mehr sichtbaren Jägern her, bemüht, den Baum zwischen mir und dem Haufen der Weiber zu halten. Anscheinend erspähten sie mich nicht, denn es entstand kein Geschrei hinter mir, doch ich atmete erst erleichtert auf, als ich hinter der nächsten Bodenwelle untertauchte. Weiße Grasasche stob unter meinem Fuß auf, daß ich manchmal niesen mußte. Der Boden war noch warm und weicher als vorhin, das Feuer hatte ihn aufgetaut. Vor mir verdeckte die schwarze Rauchwand den Horizont, wohl einen halben Tagesmarsch breit. Schon kreisten Geier, Raben und Adler über der schwarzen Ebene. Manchmal schoß einer der Raubvögel herab — wohl auf ein gefallenes und versengtes Stück Wild —, und dann schlossen sich ihm noch mehr an. Das Raubzeug erbte auch etwas bei einer solchen Jagd.

Ich lief den Rest des Tages fast ohne Unterbrechungen und konnte den Rauch nicht einholen. Ich schwitzte dabei, und Asche und Ruß bedeckten mich mit einer dicken Schicht. Kein Mensch würde mich wiedererkannt haben, selbst Urda nicht. Es gab mir immer einen Stich, wenn ich an Urda dachte. Aber dann zwang ich mich, an den Hinkenden und meine Rache zu denken, und dann sah ich wieder rot.

Als es dunkel wurde, erreichte ich eine bewaldete Bodenſenke, über die das Feuer einen Sprung gemacht zu haben ſchien, denn nur die Blätter der windzugewandten Seite der Büſche und Bäume waren verſchrumpelt und zum Teil verbrannt. In der Tiefe des Wäldchens war es grün geblieben — es waren faſt nur immergrüne Büſche und Bäume in der Senke. Ich durchpirſchte vorſichtig das Wäldchen, doch außer einigen Füchſen und Wildhunden, die vom Feuer derartig eingeſchüchtert waren, daß ſie ſich nicht einmal vor dem Menſchen fürchteten, fand ich nichts und niemand. Ich ließ ſie ungeſchoren. Es war nicht die Zeit für Pelzjagd. Ich ſuchte mir ein geſchütztes Plätzchen auf einem niedrigen, aber weit mit dem Aſtwerk ausladenden Baum und verbrachte dort die Nacht in einer bequemen Aſtgabel.

Noch bevor die Sonne aufging, war ich wieder auf dem Marſch, geduckt und vorſichtig. Es war kalt und dieſig, doch der Himmel oben war lichtblau. Das Gelände ſtieg allmählich an, die Bodenwellen wurden ſchroffer und höher. Nackte Felſen zeigten ſich zwiſchen den verbrannten Stellen, die früher eine Grasnarbe trugen. Der Baumbeſtand wurde etwas dichter, wobei die immergrünen Pflanzen vorherrſchten, allerdings halb verkohlt. Manche Bäume waren abgebrannt, einige glommen noch. Kein Wild war zu ſehen, nur vorn am Horizont kreiſte eine Wolke Krähen und Raben immer über einem Fleck. Dort bildete die den Horizont begrenzende Felswand einen Sattel. Durch den würden die Schwarzen die Wildherden getrieben haben. Ich mußte vorſichtig ſein.

Ich ſchlich geduckt vorwärts, von Baum zu Baum, von Buſch zu Buſch. Zu langſam durfte ich nicht ſein, ſonſt würden mich die Weiber, die ich hinter mir gelaſſen hatte, einholen. Aber vorn war ja auch Gefahr, und ſogar eine größere.

Es war faſt Mittag, und die Sonne ſchien ziemlich warm herunter, als ich den Sattel zwiſchen den Felſen erreichte. Oben legte ich mich auf den Bauch und robbte bis zur Kimme, um nach unten zu ſchauen. Es war, wie ich erwartet hatte.

Die Felswand fiel an dieſer Stelle ſenkrecht hinunter, etwa zwanzig Mannslängen hoch. Und am Fuß der Felſen war ein Haufen toter und ſterbender Tiere, Saiga, Ren und Wiſent durcheinander. Sie waren nicht zu zählen, und zwiſchen ihnen hüpften geſchwind und mit geſchwungenen kurzen Speeren die ſchwarzen Jäger, ſtießen hier zu, ſchnitten da mit ſcharfem Steinmeſſer die Kehle durch und ſangen, ſchrien und tanzten. Sie troffen von Blut und waren im Blutrauſch, ſie hatten ſicher warmes Blut getrunken. Wir taten es ja auch bei Stammesjagden. Nun, ſie feſſelten meine Aufmerkſamkeit nicht ſonderlich. Sie gingen mich nichts an. Mich gingen der Hinkende und ſein dicker Freund etwas an.

Aber von dieſen war nichts zu ſehen. Es war überhaupt fraglich, ob ſie ſo weit hatten gelangen können. Das Feuer mußte ſie zum Verweilen gezwungen haben. Vielleicht ſteckten ſie noch in einer der bewaldeten und vom Feuer verſchonten Senken am Rand der Savanne. Was ſollte ich hier alſo?

Ich robbte zurück und ſchlug mich in die Berge, um den nachkommenden Weibern aus dem Wege zu gehen. Zwiſchen großen Felsbrocken verſteckt ließ ich den Haufen an mir vorüberziehen. Sie ſchienen den Weg genau zu kennen, denn ſie ſtiegen nicht erſt zum Sattel empor, ſondern bogen gleich links ab, wo es einen ſchmalen Abſtieg ins Tal gab. Ich hörte ſie unten kreiſchen und ſingen. Der Stamm feierte ſein Jagdfeſt.

Nach dem Marſch und der Kletterei fühlte ich, daß ich müde war. Ich rollte mich zu einem Knäuel im Schutz der Felſen zuſammen und ſchlief faſt augenblicklich ein.

8.

Der Geruch von Rauch und verbranntem Fleiſch weckte mich. Ich lauſchte, noch bevor ich die Augen auftat. Aus der Ferne klang Geſang, eine Art Geheul für meine Ohren. Noch

war es dunkel, aber im Osten schimmerte bereits rosiger Schein über den dunklen Bergspitzen. Es war kalt, wenn auch nicht so kalt wie in unserer nördlichen Savanne.

Lautlos erhob ich mich und schlich auf den Klang des Gesanges zu. Ich kam wieder auf den Sattel zwischen Schroffen und robbte vorsichtig bis zur Kuppe. Selbst wenn die Sonne schon aufgestiegen wäre, würde man mich von unten im Schatten eines mächtigen narbigen Felsblocks nicht entdecken können.

Unten in der Ebene brannten mächtige Feuer. Um dieses Feuer herum tanzten kleine dunkle Gestalten einen rhythmischen Tanz, vorn ein Vortänzer, hinter ihm eine lange Kette der übrigen, wobei ein jeder die Bewegungen des Vortänzers wiederholte. Es sah aus, als leitete eine Hand die Tanzschritte und die Köperverrenkungen. Sie trugen ihre Waffen, die Jäger, die sie zuweilen drohend schwangen, zuweilen wie zum Stoß vorstreckten oder auch aneinander schlugen. Weiber und Kinder und alte Männer saßen außerhalb des Kreises, schlugen im Takt in die Hände und sangen — oder glaubten wohl zu singen. Der Mann mit dem großen Federschmuck auf dem Kopf saß in der Mitte auf einem gefällten Wisent, von einigen fetten und weniger fetten und auch ganz jungen Frauen umringt.

Der Anblick fesselte meine Neugierde — ich hatte Schwarze noch nie zuvor aus der Nähe gesehen, nur, wie gesagt, von Alten einiges über sie gehört. Und die hatten Recht, die alten Männer. Die Frauen, wenn sie nicht ganz jung waren, hatten tatsächlich Brüste, die ihnen auf den rundvorgewölbten Bauch herabhingen — die der jungen aber waren spitz und prall. Und ihr Haar war kurz und kraus, manche hatten Tierzähne durch die Ohrlappen gesteckt, andere die Nasenscheidewand mit einem weißen Stab durchlöchert. Die Männer waren bunt bemalt und konnten Schrecken erregen. Weiße und rote Striche durchzogen ihre dunklen Gesichter. Auch die Brust war bunt bemalt, und an den dünnen Waden trugen

ſie weiße Vogelflaumbüſche, die bei jeder Bewegung flatterten.

Ich würde wahrſcheinlich noch lange unter dem Felſen gelegen und geſchaut haben, wenn nicht ein Geräuſch irgendwo zwiſchen den Felſen meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätte. Es war, als wäre ein kleiner Stein unter einem Fuß ins Rollen gekommen. Ich reckte den Hals nach rechts und links, doch konnte ich nichts ſehen, obgleich es inzwiſchen viel heller geworden war. Die Felszacken verdeckten die Sicht.

Jetzt aber konnte ich den Berg Tierleiber erkennen, der am Fuß der Steilwand, direkt unter mir ſich häufte. Nicht alle Tiere waren im Sturz umgekommen. Einige lebten und bewegten ſich noch. Hin und wieder ſchnaufte eines von ihnen peinvoll. Die Schwarzen haben die noch lebenden Stücke nicht abgeſchlachtet, um noch für längere Zeit friſches Fleiſch zu haben. Sie würden ſie dann abſchlachten, wenn ſie das Fleiſch brauchten. Vielleicht war es im wärmeren Klima vernünftig — wir quälten das Wild nicht ſo.

Wieder rollte ein Steinchen den Hang herunter. Die Schwarzen unten waren derart von ihrem Tun beanſprucht, daß ſie nichts merkten. Vielleicht aber hatten ſie Wachen ausgeſtellt und wußten, unter weſſen Fuß die Steine rollten.

Vermutlich rechts von mir war der Abſtieg in die Ebene. Es mußte ein ziemlich ſteiler Pfad geweſen ſein, nach dem Klang der rollenden und ſpringenden Steinchen zu urteilen. Von meinem Platz aber konnte ich den Abſtieg nicht überblicken. Der Mann oder die Männer ſchienen aber nicht hinauf, ſondern hinunter zu klettern.

Der Männertanz unten brach mit einem allgemeinen Geheul und Waffenaneinanderſchlagen ab. Die Männer ſchlenderten zum Haufen der Frauen, manche ſchienen ſo müde zu ſein, daß ſie torkelten. Kunſtſtück — einen ganzen Tag gejagt, gewaltige Strecken im Laufſchritt zurückgelegt und nun gefreſſen und die ganze Nacht getanzt.

Ich dachte, daß die Feier nun zu Ende ſein würde, aber nun

erhoben ſich die Frauen, voran die fünf, die neben dem Häuptling geſeſſen hatten. Die eine von ihnen, eine noch ſchlanke jüngere Frau, trug ein ſeltſames Ding in der Hand — es war rund und flach und rings mit Tierſchwänzen behangen. Allmählich hatten ſich alle Frauen des Stammes den fünf Häuptlingsfrauen angeſchloſſen. Auch ſie bildeten eine Kette, die hinter der Anführerin herſchleifte und ihre Bewegungen nachahmte. Am Schluß der Kette waren noch ganz junge Mädchen mit ſchmalen Hüften, dünnen Beinen und nur angedeuteten Brüſten. Aber auch ſie trugen irgendwelchen Schmuck — entweder Muſchelketten um den Hals, wie ſie auch von unſeren Frauen getragen wurden, oder weiße Stäbe in Ohrmuſcheln oder Naſen.

Die Anführerin ſchlug mit flacher Hand gegen das runde Ding, das ſie mit der Linken hochhob. Es gab einen ſeltſamen dumpfen Klang. Und ſofort ſetzte der Geſang ein, viel ſchriller als der unſerer Weiber und ſeltſam abgehackt, als ginge den Sängerinnen von Zeit zu Zeit die Puſte aus. Dazu hoben ſie ruckartig die eingewinkelten Beine, ſtampften auf und wackelten mit dem Steiß, der bei allen rundlich und vorſtehend war. Einen Schritt nach dem anderen beſchrieben ſie einen Kreis, drehten ſich mit Trippelſchritten mit dem Geſicht zur Mitte und begannen ulkige Bewegungen mit dem Bauch auszuführen, daß ich Mund und Augen aufſperrte.

Mit der Zeit wurde der Tanz immer wilder, die Weiber hopſten in die Höhe, drehten ſich wie Kreiſel, ſpreizten die Beine und wackelten mit dem runden Geſäß. Die Anführerin gab ihnen Beiſpiel und auf ihrem komiſchen tönenden Ding den Rhythmus. Und zum Schluß wälzten ſie ſich alle vor dem Häuptling auf der Erde, während die Krieger, die während des Tanzes mit den Handflächen den Takt ſchlugen, nunmehr in ein wildes Geheul ausbrachen.

Und nun geſchah es. Die Sonne ſtand ſchon über der Schneedecke im Oſten und überſtrahlte den blutroten Schein der Rieſenfeuer. Der Fuß des Steilhanges aber lag noch in

tiefblauem Schatten. Und aus dieſem Schatten heraus trat eine ſo ſeltſame Geſtalt ins Licht der Ebene heraus und näherte ſich langſam dem Häuptling, daß ich mir die Augen reiben mußte, um mich zu überzeugen, daß es nicht ein Traum war.

Es war ein — wie ſoll ich es nennen? — ein überlanges Weſen, das auf Menſchenbeinen ging, aber oben mit einem Renhirſchkopf endete, mit einem verzweigten Geweih. Sein Rücken war von einem langabfallenden Rentierfell bedeckt, und in den Händen hielt er einen kurzen Speer und einen Büſchel, wie es ſchien, Schlangen.

Das Geweih ... Der Hinkende hatte ja damals in der Höhle auch ein Hirſchgeweih und ein Renfell getragen. Aber er war doch ſo klein, der Hinkende, und hatte auch nicht ſolch ſtämmige, rötlich behaarte Beine.

Der Eindruck auf die Schwarzen war noch überwältigender. Die Weiber ſprangen kreiſchend auf und flüchteten. Die Jäger ſchrien, ſuchten nach ihren Waffen, einige folgten den Weibern. Der Häuptling aber benahm ſich wie ein ſolcher. Er blieb auf ſeinem Wiſent ſitzen und hob nur langſam die mächtige Keule, die er neben ſich liegen hatte. Auch die Vortänzerin, das Weib mit dem runden tönenden Ding, blieb neben ihm.

Das ſeltſame Weſen trat bis auf wenige Schritte vor den Häuptling. Das Geheul des Steppenwolfes, das Bellen des Wildhundes, das Kläffen des Rotfuchſes und ſchließlich das heiſere Brüllen des Säbeltigers kamen ſicher von ihm, doch klang es hier im Freien lange nicht ſo ſchauerlich wie damals in der Höhle. Aber die ſchwarzen Jäger wichen ſämtlich einen Schritt zurück und ſpähten in die Runde, als ſuchten ſie den Urſprung der Stimmen.

Das Ungeheuer kniete nieder, und plötzlich trennte es ſich in zwei Hälften. Der ſchlaue Hinkende war auf den Schultern des bärenſtarken Sirg angeritten gekommen, und nun ſtand er klein und ſchwächlich in ſeinem Rentierfell vor dem Häupt-

ling, während ſich Sirg den Schweiß von der Stirn wiſchte.

Die Schwarzen ſchrien durcheinander und waren offenſichtlich bereit, den Betrug, der ihren Mut auf eine ſolche Probe geſtellt hatte, zu rächen. Der Häuptling hob die Hand, ſchrie etwas. Die Jäger beruhigten ſich, auch die Weiber begannen zurückzukehren. Anſcheinend fragte der Häuptling den Mann mit dem Renfell etwas. Dieſer hatte ihn wohl ebenſowenig verſtanden wie ich, aber er begann eine lange Geſchichte zu erzählen. Und obgleich er nur mit Hand- und Körperbewegungen ſprach, konnte ich von meinem ziemlich entfernten Poſten faſt alles verſtehen. Er zeigte weit ausholend nach Norden, dann auf die Sonne und dann wieder etwa in Kniehöhe, als wollte er ſagen, daß dort, wo er herkommt, die Sonne nicht ſo hoch über dem Horizont aufſteigt — was übrigens gelogen war, denn ſo weit nördlich jagte unſer Stamm ja nicht. Dann bedeutete er, daß er auf Wolken geritten käme, um dem Stamm die reiche Beute zu beſcheren — er wies erſt hinauf, dann auf den Haufen erlegten Wildes, ſchlug ſich vor die Bruſt und ſtreckte dem Häuptling beide Handflächen hin, als ſchenke er ihm etwas.

Er wies auf ſeinen Gefährten, und ich ſah, daß er Sirgs Muskelkraft pries und ihn mit dem toten Wiſent verglich, auf dem der Häuptling thronte. Allmählich war der ganze Stamm um die beiden verſammelt und bildete einen dichten Ring um ſie, doch dies ſchien den Hinkenden nicht zu ſtören, als wäre er ſicher, daß ihm nichts geſchehen würde. Kleine Jungen zupften allmählich an ſeinem Renfell, aber er beachtete es nicht und ſetzte ſeine Rede der Geſten fort. Er wies wiederholt nach Norden, dann auf das tote und ſterbende Wild unter dem Felshang, als wollte er ſagen, daß es im Norden noch mehr davon gebe. Dann zeichnete er mit den Händen eine Frauengeſtalt in der Luft, ergriff Sirgs Haar, wies darauf und auf die Sonne — Sirgs rote Mähne leuchtete tatſächlich wie Sonnenſtrahlen — und wiederholte die die Umriſſe des Frauenkörpers nachzeichnenden Handbewegun-

gen. Er deutete auf die ſtraffen runden Buſen und die runden Hüften unſerer Frauen, ſchnalzte mit der Zunge und klatſchte in die Hände.

Seine Schilderung von dem Wildreichtum des Nordens ſchien den Häuptling wenig zu intereſſieren. Er wies mit der Fußſpitze auf den Berg Beutefleiſch und ſagte etwas unverkennbar Abweiſendes. Aber als der Hinkende die Frauen unſeres Stammes ſchilderte, beugte ſich der Dicke vor und leckte die Lippen. Er winkte Sirg näherzutreten. Doch es bedurfte erſt eines Rippenſtoßes vom Hinkenden, um Sirg in Bewegung zu ſetzen. Er trat ſchwer und täppiſch vor. Der Häuptling griff mit dunklen Fingern nach ſeinem Kopfhaar und fragte den Hinkenden etwas. Doch Sirg wehrte die Handbewegung ziemlich unwirſch ab, ſo daß der Schwarze ſeine Keule ergriff und zu einem Schlag ausholte. Im nächſten Augenblick rollte er unter Sirgs wuchtigem Fauſtſchlag von ſeinem „Thron" hintenüber. Sirg hatte die Keule in den Händen, ein Schlag über das Knie, und das dicke Holz barſt in zwei Teile. Der Rieſe warf ſie auf den Boden und kehrte langſam zu ſeinem Gefährten zurück. Der ſchien lebhaft und halblaut auf ihn einzureden, doch Sirg bewegte nur den Kopf wie ein ſtörriſcher Wiſentſtier und hob ſeinen Speer auf, den er hatte fallen laſſen, bevor er vor den Häuptling trat.

Die Schwarzen waren zuerſt erſtarrt, doch nun ſummte der Stamm wie ein Schwarm zorniger Bienen. Ich ſah mehrere gebogene Waffen gegen die Fremden gerichtet und begann zu befürchten, daß die Schwarzen mir zuvorkommen würden. Doch plötzlich begann die Frau an der Seite des Häuptlings, die Vortänzerin von vorhin, zu lachen. Sie klatſchte ſich auf die Schenkel und lachte ſchallend, und allmählich fiel alles in ihr Gelächter ein. Selbſt der Häuptling, der hinter dem Wiſent wieder hervorkam, mußte mitlachen. Und ich dachte, daß es wieder ein Weib wäre, das dem Hinkenden das Leben gerettet hatte.

Ich mußte überlegen, was da zu tun war. Natürlich hätte

ich einfach herunterklettern und vor die Schwarzen treten können. Aber wie ſollte ich ihnen klar machen, daß der Hinkende ein Betrüger und Frauenmörder war? Ich traute mir nicht zu, den Fremden mit Geſten klarzumachen, was ich wollte. Ich blieb alſo unruhig und unſchlüſſig liegen und beobachtete weiter. Ich war mir nicht klar, ob der Hinkende davon eine Ahnung hatte, daß ich ihm gefolgt war. Zutrauen konnte man es dem ſchlauen Fuchs ſchon. Aber dann dachte ich, daß er oder Sirg mich dann beſtimmt im Schlaf überfallen hätten. Nein, er wußte nichts davon. Und ich beſchloß, weiter zu beobachten und einen günſtigen Augenblick abzuwarten, bis ich mit dem Mörder von Urda meine Rechnung begleichen konnte.

Ich ſah, daß es dem Hinkenden gelungen war, den Häuptling zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen. Als die Schwarzen zu ſchmauſen begannen, ſaßen er und Sirg zwar etwas abſeits von den Kriegern, aber in der Nähe des Häuptlings. Und dann ſah ich wieder, welche Macht Alf über die Weiber hatte. Die ſchlanke Vortänzerin nahm vom Spieß einige große, ſaftige Stücke Fleiſch, legte ſie auf ein großes Blatt und brachte ſie den beiden. An ihrem girrenden Lachen und an dem herausfordernden Wackeln ihrer runden Hinterpartie ſah ich, daß ſie bereits angebiſſen hatte. Der Hinkende machte ein paar ſeltſame Handbewegungen, während Sirg das Fleiſch annahm; die Frau gurrte wie eine Wildtaube und ging zögernd und in den Hüften wiegend zu ihrem Gebieter zurück. Ob der nicht eiferſüchtig würde? Faſt befürchtete ich es, denn Alf gehörte mir, und keiner ſollte mir zuvorkommen.

Im übrigen verſpürte ich Hunger. Ich hatte kein Fleiſch mehr bei mir. Ich mußte jagen. Ich durfte es auch, denn die Schwarzen würden noch lange ſchmauſen und dann mit vollen Bäuchen ſchlafen. Ich hatte alſo Zeit.

Ich kroch zurück und ſtieg den Hang an der Nordſeite der Felsbarriere hinab in die Ebene. Zwar war das Gras verbrannt und in der Nähe wohl auch kein Wild. Aber irgend-

wo würde ſich doch ſicher entweder ein Hamſter oder ein Haſe oder ſonſt etwas finden. Tatſächlich entdeckte ich unweit des Felshanges ein paar Hamſterbaue und ſetzte mich vor einem davon auf die Lauer. Die anderen Ausgänge hatte ich vorſichtshalber mit Steinen verſtopft. Nach einer Weile erſchien im ſchwarzen Loch die roſa Naſe und die weiße Wamme des Tierchens. Es ſicherte und witterte und bewegte dabei ulkig die Schnauze. Ich wartete, bis das Tier halb aus dem Bau heraus war, dann ſtieß ich zu. Etwas geſchämt habe ich mich doch, als ich die Beute abzog. Hamſterjagd war ja Kinderſache und eines erwachſenen Jägers unwürdig.

Ich ging mit dem abgezogenen Balg zur nächſten Senke und ſuchte mir mit Bedacht trockene Zweige, mit denen ich ein Feuerchen anmachte, weil ſie keinen Rauch abgaben. Ich briet den Hamſter und verſpeiſte ihn mit Heißhunger. Ich hätte noch mehr davon eſſen können.

Gerade wollte ich auf meinen Beobachtungspoſten zurück, als ein Laut mich auf der Stelle erſtarren ließ. Es war beſtimmt ein menſchlicher Fuß, der im abgefallenen und halb verkohlten Laub raſchelte. Ich duckte mich neben dem bereits erloſchenen Feuer, den Speer in der Hand, und wartete.

Den Hang entlang kam eine ſchmale, leichte, braune Geſtalt. Ein ſehr junges Mädchen offenbar, rank wie eine Weide und zutraulich wie ein Antilopenkitz. Sie hatte einen Tonkrug in der Hand, anders als die, die ich kannte, und ſie trällerte etwas vor ſich hin. Wenn ſie ſo weiter ging, würde ſie in etwa zehn Schritt von mir vorübergehen und mich vielleicht nicht ſehen.

Doch ſie erblickte mich, als ſie vielleicht zwanzig Schritt von mir entfernt war. Sie erſtarrte und ließ den Krug auf die Erde gleiten. Ich blieb hocken und bewegte mich nicht. Ich wußte nicht, was ich tun ſollte. Das Natürliche wäre, ſie mit einem wohlgezielten Speerwurf niederzuſtrecken, bevor ſie mit ihrem Geſchrei den ſicher in der Nähe befindlichen Anhang auf mich aufmerkſam machen konnte. Aber es wider-

ſtrebte mir, ein ſo junges Weib zu töten. Ich blickte ſie an und rührte mich nicht.

Es vergingen einige Atemzüge, und wir blickten uns gegenſeitig an. Dann ſah ich den Schrecken aus ihrem Geſicht weichen, und dann lachte ſie mich mit weißen Zähnen an, lautlos und freundlich. Sie war braun, hatte aber ein längliches Geſicht und nicht ſolche wulſtigen Lippen wie die Weiber der Schwarzen hinter den Felſen. War ſie eine von den Schwarzen da unten? Auch ſie war vollſtändig nackt bis auf die Muſchelkette um den Hals, und ihre kleinen Brüſte ragten herausfordernd vor. Auch ihre Hüften waren ſchmal wie bei einem Knaben und die Beine ſchlank, faſt zu ſchlank in den Waden. Aber ihre Hautfarbe war eher goldbraun als ſchmutziggrau wie bei den anderen Weibern, und die Naſe nicht flach und breit, ſondern leicht geſchwungen.

Ich grinſte wohl zurück, denn ihr Lächeln wurde breiter. Sie zwitſcherte etwas Unverſtändliches, hob ihren Tonkrug auf und wies mit der Hand in die Tiefe der Senke, wo eine kleine Quelle gurgelte. Ich nickte, und ſie ſchritt, in den Hüften wiegend und leichtfüßig hinunter, bücke ſich und ſchöpfte den Krug voll. Dann ſetzte ſie ihn auf den Kopf, indem ſie ihn mit der einen Hand ſtützte, und kam direkt auf mich zu.

Ich ſchaute ſie von unten herauf an, als ſie vor mir ſtand und lächelte. Sie ſetzte den Krug auf der Erde ab, machte einen Finger mit der Zunge naß und fuhr mir damit über das Geſicht. Und dann zeigte ſie mir mit fröhlichem Lachen den Finger: er war ſchwarz. Ich hatte wohl beim Lauf über die verbrannte Ebene allerhand Ruß und Aſche abgekriegt. Ich wurde wütend. Wie kam dieſes ſchwarze Mädchen dazu, mich zu verulken? Aber ſie lachte nur, und ich mußte wider Willen mitlachen. Dann ſtand ich auf, ging zur Quelle und wuſch mich. Nicht nur das Geſicht, ſondern auch den Körper, nachdem ich meine Felle abgeworfen hatte. Und ich ſpürte, wie ſie mir den Rücken mit Waſſer abrieb und dabei irgend etwas ununterbrochen plapperte. Ich verſtand natürlich kein Wort,

mußte aber lachen, als ſie ihren dünnen braunen Arm neben den meinen hielt. Meine Haut war viel heller als ihre. Und es überlief mich heiß, als ſie mir mit weichen Fingern über Schulter und Oberarm ſtrich.

Ich ſah, wie ſich ihre Lippen wölbten und die Knoſpen der Brüſte voll wurden. Ich wußte, was es bedeutete, ich kannte es von Urda.

Und dieſer Gedanke kühlte ab. Ich ſah Urda lang ausgeſtreckt, reglos und kalt vor mir liegen und hatte kein Gefühl mehr für die ſchlanke Kleine an meiner Seite. Ich machte mich ſacht frei und ging zu meinem Speer, den ich unverantwortlicherweiſe dort hatte liegen laſſen, wo ich vor dem Waſchen geſeſſen. Ich hätte es nicht tun dürfen. Nicht umſonſt lehrten die Alten, ein Mann ſoll ſich nie weiter als einen Schritt von ſeinen Waffen entfernen.

Plötzlich war die Luft voll von fauſtgroßen Steinen, die wie von einem Windſtoß auf mich zugeweht wurden, etwas ſchlug hart gegen meine linke Schulter, und dann ſchien mein Kopf in einem Sprühregen von Funken zu zerplatze. Und dann wurde es ſchwarz um mich.

9.

Ich kam zu mir, tauchte aus einem Meer von Nichts und Finſternis auf, und dieſes Erwachen war peinvoll. Ich fühlte, daß etwas meine Fußgelenke hart umſpannte, und daß ich mit ziemlicher Geſchwindigkeit über den Boden rücklings geſchleift wurde. Mein Hinterkopf ſchien berſten zu wollen, und es waren wohl nicht nur die harten Stöße gegen Unebenheiten des Bodens, Steine und abgefallene Äſte, die mir weh taten. Der Schmerz ſaß nicht außen, ſondern innen unter der Schädeldecke, und ich fühlte eine Übelkeit wie einmal, als ich in der Höhle zuviel Rauch eingeatmet hatte. Der Rücken brannte, da der ſcharfe Steinſand, die Dornen und die harten

Gräſer die Haut ziemlich abgeſchabt hatten. Das linke Auge war verklebt oder ausgeſchlagen, jedenfalls ſah es nicht, und auch das rechte konnte ich nur mit Mühe aufhalten.

Aber dieſes eine Auge ſah genug, daß ich allmählich die Situation begriff. Zwei kleine, klobige, vornübergebeugte, vom Kopf bis zu den Füßen rotbehaarte Geſchöpfe hielten mit Krallenhänden meine Fußgelenke umfaßt und galoppierten voran, daß ich den von ihren breiten Plattfüßen aufgewirbelten Sand an meinem Körper ſpürte. Sie ſahen nicht um — ſie waren wohl davon überzeugt, daß ich tot war. Vor uns lief noch ſolch eine ſtämmige Geſtalt, die das anſcheinend lebloſe braune Mädchen über die Schulter geworfen trug, und ihr Kopf und Arme hingen kraftlos herab, während ein dünnes rotes Blutrinnſal an einem der Arme entlang zu Boden tropfte. Andere kleine rotbehaarte Geſtalten haſteten weiter vorn, ich ſah ihre gewölbten Rücken und langen Arme und kurzen O-Beine mit großen nach innen gekehrten Plattfüßen.

Noch im dumpfen Staunen über das Vorgefallene zählte ich die Feinde. Es war ein Dutzend davon vor mir, und ich konnte nicht ſehen, ob uns noch welche folgten. Allmählich wurde es doch etwas klarer in meinem Kopf, und ich wußte, was vorgefallen war.

Die roten Waldſchratten, die zwar mit Steinen und Keulen umgehen, aber nicht ſprechen konnten, hatten wir bei uns in der Savanne bereits ſeit langen Jahren ausgerottet. Sie waren in alten Tagen d i e Feinde von uns geweſen, Feinde, die heimtückiſch unſere Weiber ſtahlen, um ihre Luſt an ihnen zu befriedigen und ſie dann zu verzehren. Auch Kinder raubten ſie, wenn ſie auch ſich ſeltener an Männer herantrauten, und dann nur rudelweiſe gegen einzelne. Sie ſaßen in Baumkronen verſteckt, beobachteten unſer Tun und äfften es nach, ohne zu verſtehen, wozu es gut war. Sie lernten von uns, Steine als Waffen zu gebrauchen, obgleich die Bearbeitung dieſer Steine ihnen immer unverſtändlich blieb. Ja, ſie

guckten uns ab, daß man ſich am Feuer wärmen kann und gewöhnten ſich daran, die vom Blitz in Brand geſteckten Bäume als Wärmequellen zu benutzen. Aber dieſes Feuer zu hüten, das lernten ſie nie, wenn ſie mit ihren Fackeln manchmal die Savanne oder den Buſch leichtſinnig und ſinnlos in Brand ſteckten. Inſofern waren ſie keine Tiere, denn dieſe fürchten das Feuer, und auch keine Menſchen, denn ſie hatten, wie geſagt, keine Sprache und auch keine Vernunft.

Wie ich ſchon ſagte, bei uns im Norden waren die roten Waldſchratten ſchon ſeit Beginn der wärmeren Jahre, ſeit das Eis der Berge zurückgegangen war, ziemlich ausgerottet. Nur in den Urwäldern weiter nördlich und öſtlich ſollten einzelne Sippen hauſen, die uns Menſchen ängſtlich aus dem Wege gingen. Aber der Haß blieb, ein gegenſeitiger Haß, der kein Erbarmen und keinen Frieden oder Waffenſtillſtand kannte. Wir Menſchen töteten die Waldſchratten, wenn wir ſie trafen, und ſie töteten uns, wenn ſie ſtark genug waren. Wir fraßen ſie allerdings nicht, es ſei, es herrſchte großer Hunger. Sie aber verſpeiſten alle Menſchen, die in ihre Hände fielen, und derjenige konnte von Glück reden, der als Leiche Beute der Waldſchratten wurde. Wir haßten ſie, weil ſie uns ähnlich ausſahen, nur ſo überaus häßlich und unwürdig lächerlich. Und ſie haßten uns wohl, weil ſie gern ſo werden wollten wie wir, und es nicht konnten.

Hier im Süden ſchienen ſie zahlreicher zu ſein. Und ich wußte, welches Ende uns beiden, dem braunen Mädchen und mir, bevorſtand. Sie hatte ja Glück, ſchien tot zu ſein. Ich aber würde den Haß der Waldſchratten auskoſten müſſen.

Noch einer von den Rotbehaarten holte uns ein. Er ſchleppte meinen langen Speer hinter ſich und trug auf der Schulter meinen Schulterbeutel und die Felle, die ich vor dem Waſchen abgelegt hatte. Zum Glück blickte er mich nicht an, ſonſt hätte er wohl bemerkt, daß ich wenigſtens mit einem Auge ſehen konnte und nicht tot war. Als er meine beiden Schlepper vorn überholte, grunzte er etwas Unartikuliertes.

Ich hob etwas den ſchmerzenden Kopf und verſuchte zu ſehen, ob hinter mir noch Schratten waren. So weit ich ſehen konnte, war die Luft hinter mir rein.

Ich mußte handeln. Lebendig durften ſie mich nicht kriegen. Die Alten erzählten, daß die Waldſchratten ihre Gefangenen bei lebendigem Leibe in Stücke zu reißen pflegten, ſo daß dieſe noch ſehen konnten, wie ſie Stück für Stück aufgefreſſen wurden. Sie brachen ihnen einzeln die Knochen, um das noch warme Mark auszuſaugen. Und zum Schluß zertrümmerten ſie ihnen die Schädeldecke, um das noch nicht erkaltete Hirn zu freſſen. Ich hatte keine Luſt, das alles lebendig zu erleben. Lieber ſollten ſie mich vorher totſchlagen wie dieſes braune Mädchen dort.

In dieſem Augenblick ſah ich aber, daß ſie ihren Kopf wendete und mich anblickte. Lächelte ſie, oder ſchien es mir ſo? Gleich, ich mußte handeln.

Mit den Händen ſchleifte ich am Boden, in der Hoffnung, einen oder noch beſſer zwei handliche Steine zu ergreifen. Einen faßten meine Finger ziemlich ſchnell, ein anderer ließ ſich nicht gleich greifen. Inzwiſchen wurde ich über vorjähriges Laub durch dichtes Dorngeſtrüpp und Unterholzgeſtrüpp geſchleift, und ich fragte mich, wieviel Haut ich wohl noch am Rücken behalten würde. Dann wurde der Boden feucht, die Plattfüße meiner Schlepper quatſchten im Waſſer, deſſen Kühle meinem zerſchundenen Körper wohl tat, doch dann tauchte mein Kopf unter und ich fürchtete, daß ich ertrinken würde, bevor wir wieder trockenes Land erreichen ſollten. Ich hob den Kopf krampfhaft, und es gelang mir, die Lungen voll Luft zu pumpen, bevor ich wieder und tiefer untertauchte. Immerhin drohte ich zu erſticken, als ich wieder Licht ſah und Luft ſpürte. Es war nur eine ſchmale und ſeichte Waſſerrinne, die wir überquert hatten. Meine beiden Feinde ließen meine Fußgelenke los und wiſchten ſich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Noch drehten ſie mir den Rücken zu, und ich nutzte den Augenblick aus.

Die beiden Schratten fuhren entſetzt herum, als ich plötzlich auf den Beinen ſtand. Ganz ſicher ſtand ich nicht, und alles drehte ſich vor meinen Augen. Ich legte all meinen Lebenswillen in den Schlag, mit dem ich mit dem aufgegriffenen Stein den Schädel des einen zertrümmerte. Der Schratt ſackte zuſammen, während der andere ein heiſeres Gezeter von ſich gab und zu einem Sprung anſetzte. So ſchleuderte ihn mein zweiter Schlag zwar zu Boden, aber er lebte noch, und ich warf mich mit der ganzen Urtage-Wut auf ihn und ſchlug blind und mit aller Macht mehrfach zu, bis auch er ſtill war und ſich nicht regte.

Ich mußte erſt Luft holen und verſchnaufen, bevor ich mich aufrichtete. Alles war ſtill. Die Schratten waren wohl ſchon einige Schritte voraus und hatten von dem Überfall nichts bemerkt. Ich ſtand auf und ſicherte. Die Luft war voll von dem widerlichen Körpergeruch der Waldſchratten, der die Haare der Menſchen ſich ſträuben läßt. Ich fühlte eine unerſättliche Mordluſt, die keinen anderen Gedanken aufkommen ließ. Ich blickte um mich, ſah einen handlichen ſchweren Baumaſt liegen und ergriff ihn mit triumphierendem Grunzen. Und dann ſetzte ich den Schratten nach, die zwiſchen dem Unterholz verſchwunden waren.

Ihre Fährte war nicht ſchwer zu verfolgen. Sie hatten ſich nicht die Mühe gemacht, ſie unſichtbar zu machen, fühlten ſich ſicher in dieſem Dickicht, wohin die Schwarzen ſich wohl nicht hineinwagten. Nun, ich wagte mich hinein, ich, Naal, Sohn des Agr, der Reißertöter, der Beſieger des behaarten Alten.

Doch ſo viel Überlegung behielt ich noch, um meinen Fuß vorſichtig und lautlos zu ſetzen. So kam ich auf den letzten Waldſchratt herab wie ein Blitzſchlag aus heiterem Himmel. Er ahnte nichts, als er ſtarb, doch mein aufgeleſener Aſt ging dabei in Stücke. Aber nun hatte ich doch meinen guten Speer, meine Schlachtaxt und — meinen Fellbeutel. Haſtig machte ich dieſen auf, zog die Kopfhaut des Alten Reißers heraus

und ſetzte ſie auf meinen immer noch ſchmerzenden Schädel. Dann bewaffnete ich mich und ſetzte die Verfolgung fort. Dem Dutzend Waldſchratten fühlte ich mich gewachſen, obgleich ſie mit ihren langen Armen die Steine zielſicher zu ſchleudern verſtanden.

Sie mußten ziemlich weit vorn ſein, denn ich hörte nichts von ihnen. So rannte ich, ſo ſchnell ich konnte, und war ſelber am meiſten überraſcht, als ich plötzlich in einer Waldlichtung ſtand, auf der die Schratten ahnungslos lagerten.

Das heißt, ſie ſtanden in einem dichten Haufen, ſchnatterten aufgeregt und fletſchten einander ihre ſtarken, weißen Zähne, als würden ſie im nächſten Augenblick alle miteinander in die Haare geraten. Es war ein ſeltſamer und widerlicher Anblick, dieſe Verſammlung von haarigen menſchenähnlichen Weſen, deren rotes Haupt- und Körperhaar ſich ſträubte, und deren kleine Augen rot unterlaufen waren. Ihr Geruch brachte mich in Raſerei. Ich glaube, ich habe gebrüllt wie ein Tiger, als ich ſie anſprang und mein Speer den erſten Schratt zu Boden ſtreckte. Ich verlor keine Zeit, die Waffe aus ſeinem ſich krümmenden Körper zu ziehen, ſondern ſchwang den Hammer und wütete weiter.

Dunkel konnte ich mich ſpäter erinnern an die entſetzten Augen der Halbmenſchen, an ihr ängſtliches Quicken und an das dumpfe Krachen der Schädelknochen unter dem Steinhammer. Schließlich ſtand ich allein aufrecht in der Lichtung mitten zwiſchen vielen ſich krümmenden oder regloſen Körpern, und der ſcharfe Geruch der Schratten vermiſchte ſich mit den Ausdünſtungen ihres Blutes. Allmählich lichteten ſich die roten Nebel des Blutrauſches in meinem Kopf. Dafür ſchmerzte dieſer wieder. Ich ließ den Hammer ſinken und zählte die Körper meiner Feinde. Es waren ſieben. Fünf waren alſo entflohen. Nun, ſie kommen nicht ſo ſchnell wieder. Ich wiſchte mir den Schweiß aus den Augen und merkte, daß ich wieder mit beiden ſehen konnte. Das andere war wohl nur mit Blut aus meiner Kopfwunde verklebt geweſen.

Ich ſuchte meinen Speer, und dann erinnerte ich mich an das braune Mädchen von vorhin. Sie war wohl doch tot, denn in dem Haufen der getöteten Feinde rührte ſich nichts mehr. Ich klärte die Kehle und begann den Siegesſang anzuſtimmen und den Siegestanz zu tanzen, wie es Brauch war in unſerem Stamm.

Doch plötzlich blieb ich ſtehen und hob den Speer zum Stoß. Der Leichenhaufe begann ſich zu regen, dann zeigte ſich ein dünner brauner Arm, der von einem der Toten zu ſtammen ſchien. Sie lebte alſo doch! Ich ſprang hinzu, wälzte die ſtinkenden haarigen Kadaver zur Seite. Ein Lächeln dankte mir, und dann erhob ſie ſich, zerſchunden, blutbeſchmiert, aber lebendig.

Ich grinſte erfreut, dann ſetzte ich meinen Tanz fort, ſchwerfällig und feierlich, wie es bei uns in der Nordſavanne üblich war. Sie blickte mich ohne zu lachen an und ſtrich mit geſchmeidiger Handbewegung ihr ſchwarzes Haar glatt. Es war nicht kraus wie bei den Schwarzen und nicht ſo leicht wie das unſerer Frauen, ſondern eher ſträhnig, aber nicht häßlich.

Ihr Anblick ſtörte mich etwas in meinem Tun. Ich brach den Tanz bald ab und grinſte ſie ermutigend an. Sie lächelte ſchwach zurück und ſagte etwas in ihrer unverſtändlichen zwitſchernden Sprache. Sie wies auf ihre Bruſt und ſagte: „Ona.“ Das war wohl ihr Name. Ich antwortete, indem ich gleichfalls mit dem Finger auf meine Bruſt zeigte: „Naal.“ Ich wollte hinzufügen: „Tigertöter“, aber dann dachte ich, daß ſie es doch nicht verſtehen würde. Dafür zeigte ich auf die Hauer des alten Reißers, die mein Geſicht ſäumten, und dann wieder auf meine Bruſt. Sie begriff, nickte eifrig und ſprach wieder ſchnell und, wie mir ſchien, achtungsvoll, indem ſie auf den Haufen der Beſiegten wies. Sie zählte die Toten, zeigte mir dann fünf Finger und winkte zum Wald, wo die Überlebenden wohl verſchwunden waren. Ich nickte. Sie hatte Recht. Wir durften nicht länger hier bleiben. Die

Entflohenen würden ſicher den Reſt des Stammes auf uns hetzen. Wir mußten fort.

Ona machte eine weiſende Handbewegung und winkte mir dann, ich ſollte folgen. Ich nickte wieder. Vermutlich jagte ihr Stamm irgendwo in der Nähe. Zu den Schwarzen gehörte ſie ſicherlich nicht.

Sie ging voran, etwas ſchwankend, denn auch ſie ſchien verwundet zu ſein, aber biegſam wie eine Gerte. Ich folgte ihr, immer noch von üblen Kopfſchmerzen geplagt, ab und zu ſichernd und lauſchend. Doch es rührte ſich nichts im Walde, nur irgendwelche Vögel zirpten und piepten oben in den Zweigen. Bei uns waren in dieſer Jahreszeit nur noch Rabenvögel vielerlei Art, etliche Meiſen und des Federwild — Wildhühner aller Art — übrig geblieben. Die anderen waren nach Süden gezogen.

Sie führte mich ſicher, als wäre ihr der Weg gut bekannt, aus dem Wald und dem Dſchungelgürtel am Rande ins Gebirge. Der Weg ſtieg ziemlich ſchroff an, wand ſich zwiſchen immergrün dickblätterigen Büſchen und gekrümmten und zerzauſten Bergbäumen. Hie und da lagen große Felsbrocken, nackt und hell, wie Schädel rieſengroßer Urtiere. Kleine graue Haſen bevölkerten den Hang, und ich erinnerte mich, daß ich etwas eſſen müßte. Aber das Mädchen ſtiegt unermüdlich weiter, und ich mochte nicht zurückbleiben und jagen.

Oben am Hang begann ein Wald von Nadelbäumen. Es roch nach Harz. Der Boden war dicht mit abgefallenen Nadeln bedeckt, der Fuß trat weich und lautlos. In einiger Entfernung überquerte ein großer Braunbär den Wildwechſel, den das Mädchen benutzte. Er witterte mißtrauiſch uns entgegen, trottete aber weiter, als wären wir einer näheren Aufmerkſamkeit nicht wert. Auch das Mädchen Ona verlangſamte nicht den Schritt, als wüßte ſie, daß ihr das Tier nichts tun würde.

Nach einer Weile verſperrte uns grünes Unterholz den Weg, doch Ona tauchte unbedenklich in das Dickicht hinein.

Ich folgte etwas vorſichtiger. Allerlei Raubzeug pflegte in ſolchen Dickichten am Tage Deckung zu ſuchen, Großkatzen, Wölfe, Bären, Luchſe. Ich hielt die Ohren ſteif und den Speer ſtoßbereit, doch plötzlich ſtanden wir auf einer ſchmalen langgezogenen grünen Wieſe, an deren Saum helle grüne Waſſer eines großen Bergſees plätſcherten. Ona wandte ſich um und zeigte ihre weißen Zähne. Sie ſagte etwas, doch ich konnte nur die Achſel zucken. Sie winkte mit der Hand nach dem Waſſer, dann lief ſie leichtfüßig über die Wieſe zum Ufer, watete einige Schritte hinein und warf ſich dann wie ein Fiſch der Länge nach hin. Ich fürchtete, daß ſie untergehen würde. Bei uns in der Savanne gab es keine Gewäſſer dieſer Art, und die Kunſt, ſich an der Oberfläche des Waſſers zu halten, war bei uns unbekannt. Wohl wußten wir, daß Enten und Gänſe auf dem Waſſer, die Fiſche im Waſſer ſchwimmen können, daß ſogar Tiere Gewäſſer ſchwimmend überqueren. Aber daß auch der Menſch es kann, das wußten wir nicht, und ich war ehrlich beſorgt, als Onas Kopf unter Waſſer verſchwand. Ich lief ins Waſſer hinein, doch der Grund ſenkte ſich ſchroff, und ich konnte das Mädchen nicht erreichen. Plötzlich erſchien ihr Kopf wieder an der Oberfläche, ſie pruſtete und lachte und winkte mir zu, ich ſollte zu ihr kommen. Es war wie Zauberei, und ich ſchämte mich gewaltig, daß ich es ihr nicht nachmachen konnte. Für einen Mann iſt es immer beſchämend, wenn ihm eine Frau in etwas über iſt. Sie kam zu mir, und ich ſah im klaren Waſſer, daß ſie mit Armen und Beinen rhythmiſche Bewegungen machte, die ſie wohl über Waſſer hielten und vorwärts brachten. Ich wiegte bewundernd den Kopf. Es war eine Kunſt, weiter nichts, und wohl auch ich würde ſie erlernen. Ich grinſte, wohl etwas verlegen, bevor ich ans Ufer zurückkehrte. Ich legte dort die Felle und den Speer ab, nachdem ich die Umgebung mit den Blicken genau abgeſucht hatte. Es ſchien keine Gefahr zu drohen. Immerhin beſchloß ich, den Hammer an einem Riemen um den Hals zu behalten. Doch als ich wieder zu Ona

kam, die am Rand des ſeichten Waſſers auf mich wartete, ſchüttelte ſie den Kopf, zeigte auf die ſchwere Steinaxt und dann auf das Ufer. Ich ſollte ſie ablegen. Doch ein Mann darf ſich von ſeinen Waffen nicht trennen. Das war Geſetz, und am Morgen wäre ich beinahe zur Strafe für die Übertretung dieſes Geſetzes geſtorben. Ich ſagte ihr das, und ſie ſchien es verſtanden zu haben, denn ſie nickte, aber ſie wies mit einer umfaſſenden Bewegung auf den See und die Ufer und redete mir beruhigend zu. Anſcheinend war ſie ſicher, daß hier keine Gefahren auf uns warteten.

Ich zuckte die Achſel und legte den Hammer in das ſeichte Waſſer am Ufer. Dann folgte ich dem Mädchen in das tiefere Waſſer. Plötzlich rutſchte der Boden unter meinem Fuß ab, ich griff mit den Händen ins Leere und hatte eine gewaltige Menge eiskalten Waſſers geſchluckt, bevor ich wieder auftauchte. Ich wollte Onas Bewegungen nachahmen, aber ich hatte es reſtlos vergeſſen, wie ſie es getan hatte. Ich paddelte wie ein erſaufender junger Hund im Waſſer herum und fühlte, daß ich es nicht lange machen würde. Vor allem ſchluckte ich immer mehr Waſſer. Onas Geſicht war erſtaunt und ungläubig. Anſcheinend konnte ſie es ſich nicht vorſtellen, daß es einen erwachſenen Mann geben könnte, der ſich nicht auf dem Waſſer zu halten verſtand. Sie glitt an meine Seite, ſprach zwitſchernd auf mich ein und machte mir die nötigen Bewegungen vor. Ihre Nähe beruhigte mich etwas. Ich verſuchte, Onas Armbewegungen nachzumachen, und ſiehe da, es ging. Ich konnte mich plötzlich auf dem Waſſer halten und kam ſogar vom Fleck, nicht ſo ſchnell und gewandt wie das Mädchen, aber immerhin.

Doch es wurde kalt. Das Waſſer war eiskalt, und es war auch nicht Sommer. Ona ſah, daß ich zitterte, und wies auf das Ufer. Wir ſchwammen zurück. Draußen fror ich erſt recht, als der Wind um meinen naſſen Körper ſtrich. Ona wuſch mit behutſamen Fingern meine Kopfwunde aus. Sie zeigte mir mit den Fingern, wie groß ſie war. Aber die

Wunde war ſchon verharſcht und blutete nicht mehr. Sie ſchmerzte nicht mehr ſo ſtark, und auch das allgemeine Schädelbrummen war beſſer geworden. Dafür brannte der zerſchundene Rücken wie Neſſeln. Da war wohl kein Stückchen Haut heil geblieben. Vorſichtig wuſch das Mädchen auch meinen ſchmerzenden Rücken und ſagte etwas, was ich natürlich nicht verſtand. Aber ſchon der Tonfall tat wohl, und ich grinſte dankbar zurück.

Sie brachte meine Felle, und ich ſchlug das zottige Wolfsfell dicht um Rücken und Schultern. Faſt augenblicklich wurde es mir warm. Lachend ſetzte ſich das Mädchen die Kopfhaut des Reißers auf den Kopf und verſchwand faſt ganz darunter. Sie ſah gar nicht furchterregend darin aus, ſondern ſo, daß ich lachen mußte. Sie nahm den Kopfſchmuck ab und ſetzte ihn mir auf. Mit einem Mienenſpiel, der Schrecken und Bewunderung ausdrücken ſollte, verſuchte ſie den Eindruck, den ich mit dem Tigerfell machte, auszudrücken. Dann reichte ſie mir meine Waffen und erhob ſich.

Wieder ſchritt ſie mir voran die grüne Uferwieſe entlang. Eine dichtbewaldete Landzunge ſprang in den See und verſperrte die Sicht. Ona ſchlug die Richtung durch den Wald ein, und nach einer Weile ſtanden wir wieder am Seeufer, nachdem wir die Landzunge überſchritten hatten. Und nun ſah ich etwas, was mir den Atem benahm.

10.

Vor uns lag ſtill und nur hie und da vom Windhauch gekräuſelt die ſchier unüberſehbare Fläche des Sees. Am fernen Horizont geiſterten in einem Silbernebelſchleier hohe Schneeberge. Doch das war nicht das, was meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es waren ſeltſame Gebilde, die vom moraſtigen Seeufer weit in das klare Waſſer hineinragten, Gebilde, die anſcheinend von Menſchenhand angefertigt waren und auf

dicken Baumſtrünken ruhten, die eine Mannslänge aus dem Waſſer ragten. Auf dieſen Pfählen lagen breite ebene Flächen, in deren Mitte dieſe befremdlichen Gebilde ſtanden, oben nach beiden Seiten ſchräg abgedacht, und daraus quollen ruhige blaugraue Rauchſäulen. Von dieſen Gebilden führten zum Ufer ſchmale Stege, ebenfalls auf Pfählen.

Wir im Norden lebten ſeit den Urtagen in Höhlen, die uns vor der Winterkälte, vor Schnee und Regen ſchützten und ſichere Zuflucht vor wilden Tieren boten. In Urtagen teilten die Menſchen dieſe Höhlen mit den rieſigen Höhlenbären, die an ſich gutmütige Geſchöpfe waren und niemand etwas taten, der ihnen nichts tat. Aber die Höhlenbären waren allmählich ausgeſtorben oder wurden von ihren menſchlichen Höhlengenoſſen umgebracht. Die Höhlen waren uns geblieben, und wenn der Stamm zahlreicher wurde, dann wurden eben neue Höhlen gegraben. Die Bodenverhältniſſe erſchwerten dieſe Arbeit nicht beſonders.

Hier aber war etwas anderes. Die Menſchen hier fanden die Sicherheit im Waſſer. Sie machten ſich künſtliche Höhlen aus Weidengeflecht und Lehm, und im Falle einer Gefahr brauchten nur die ſchmalen Verbindungsſtege zum Ufer abgebrochen zu werden. Ich mußte die Klugheit dieſer Menſchen bewundern, als ich das alles näher kennen lernte. Und ich lernte viel Neues kennen in den nächſten Tagen und Wochen.

Zuerſt aber ſtand ich mit offenem Munde und ſtarrte auf die ſeltſamen Gebilde über dem Waſſer, auf die vielen in der Entfernung winzigen Menſchen, die auf den Plätzen vor den Gebilden wimmelten, auf die hohlen Baumſtrünke, in denen Menſchen über den See fuhren.

Ona lächelte mich an, zeigte auf die Siedlung und dann auf ſich, und ich begriff, daß es ihre Heimat war.

Einige ſolcher hohlen Baumſtämme näherten ſich jetzt unſerem Ufer. Anſcheinend hatten die darin ſitzenden Männer uns erſpäht. Ich faßte den Schaft des Speeres feſter, doch Ona legte ihre ſchmale Hand beruhigend auf meinen Arm. Es

ſchien mir, daß ſie das Wort „Freunde“ ſagte. Ich war nicht ganz zuverſichtlich, aber ich wartete äußerlich ruhig.

Von einer Art Schaufeln durch die Männer getrieben, ſchoſſen die hohlen Bäume auf uns zu. Das Waſſer ſchäumte an ihren zugeſpitzten vorderen Enden. Dann ſaßen ſie im Uferſchlamm feſt, die Männer — es waren je vier Männer in jedem Gefährt — ſprangen heraus, zogen ihr Fahrzeug auf das Trockene und liefen dann, Speere ſchwingend und ſchreiend auf uns zu. An ihren Geſichtern ſah ich, daß ſie eigentlich nichts Feindſeliges im Schilde führten. Sie lachten und ſchrien: „Ona!... Ona!...“ Sie freuten ſich offenſichtlich, das junge Mädchen wieder zu ſehen. Es waren lauter junge Männer, ſchwarzhaarig und goldbraun von Hautfarbe, zierlich gebaut wie das Mädchen an meiner Seite, keine Gegner im Zweikampf, obgleich flink und leichtfüßig. Manche hatten ſchwarzen Flaum an Kinn und Oberlippe, andere ſchon einen richtigen, dichten ſchwarzen Bart. Aber ihre Körper waren unbehaart und glänzten wie die kleinen Kinder.

Ihre Waffen waren kurze Speere, von denen ſie gleich einige in der Hand hatten, doch länger und gerader.

Anſcheinend jetzt erſt erkannten ſie, daß ich ein Fremder war. Sie blieben einige Schritte vor uns ſtehen, und ihre Augen waren wachſam und mißtrauiſch. Ona lächelte, trat einige Schritte vor und erzählte eine lange Geſchichte. Aus ihren Geſten konnte ich verſtehen, daß ſie von dem Überfall der Waldſchratten und von meinen Heldentaten erzählte. Die Männer ſchwangen wieder die Speere, ſchlugen ſie gegeneinander und riefen etwas, indem ſie mich mit allen ihren weißen Zähnen anlächelten. Ich grinſte zurück und hob den Speer mit mit der Spitze nach oben, um meine friedlichen Abſichten kundzutun.

Sie luden uns ein, einzuſteigen. Ich hatte einige Bedenken — die ausgehöhlten Baumſtämme ſahen nicht ſehr ſtabil aus, und ich war wohl der ſchwerſte unter den Männern. Aber ich verbarg meine Beſorgnis und folgte dem Mädchen Ona

in eines der Fahrzeuge, wobei dieſes, wie ich befürchtet, unter meinem Fuß beinahe gekentert wäre. Doch wir gelangten ſicher zu den Stegen, von denen eine ſchmale Sproſſenleiter zum Waſſer führte. Es ſah alles ſo zerbrechlich aus, aber es trug mich, und endlich ſtand ich auf dem Platz vor der künſtlichen Höhle. Der Boden beſtand aus glatten, langen Rundhölzern, die unter meinem Gewicht etwas federten, aber doch hielten. Es roch ſtark nach Fiſch und allerlei Unrat, der im ſeichten Waſſer unter dem Steg ſchwamm. Große, widerliche Ratten wühlten ſchwimmend darin, quickten und zankten ſich einander, aber die Menſchen ſchienen auf dieſe ekelhafte Nachbarſchaft nicht zu achten. Sie waren wohl daran gewöhnt, wie wir an das Ungeziefer gewöhnt waren, das unſere Höhlen mit uns teilte.

Wir wurden von einem Haufen Frauen jeden Alters, Kindern und Männern umringt. Eine breithüftige Frau umarmte das Mädchen Ona, und ich dachte, daß es ihre Mutter ſein müßte, ſo ähnlich ſahen ſie einander. Ein breitſchultriger und ſchmalhüftiger, ſchwarzbärtiger Mann riß das Mädchen aus den Armen der Mutter und preßte ſie an ſeine Bruſt, der Vater, wie ich richtig vermutete. Mich gafften Kinder und Erwachſene wie ein Meerwunder an, blieben aber in einer geziemenden Entfernung von mir, vermutlich, weil die Tigerhaut auf dem Kopf ihnen Reſpekt einflößte. Alle ſchrien und ſprachen miteinander, daß ich an die Abendunterhaltungen der Nebelkrähen und Dohlen denken mußte.

Wieder mußte das Mädchen Ona ihre Geſchichte erzählen, und die jungen Männer, die uns gebracht hatten, ergänzten ihre Schilderungen, als wären ſie ſelbſt dabei geweſen. Ich ſtand auf den Speer gelehnt da, als ginge mich die ganze Geſchichte gar nichts an, innerlich aber tat mir die offenkundige Bewunderung der ſchwarzhaarigen Menge wohl. Der Breitſchultrige trat auf mich zu, umarmte mich und drückte mir ſeinen Bart an die Schulter — höher reichte er nicht. Auch er roch nach Fiſch, und ich mochte den Geruch nicht — und

jetzt wußte ich, was mich gestört hatte, als das Mädchen Ona dicht vor mir gestanden hatte und sich ihre Lippen erwartungsvoll wölbten: es war dieser Fischgeruch, der wohl dem ganzen Volk der Seebewohner anhaftete.

Wir wurden in eine künstliche Höhle geführt, auf deren Lehmboden Felle gelegt waren. In der Mitte des Raumes brannte ein Feuer, das eine uralte hakennasige Frau zu unterhalten schien. Über dem Feuer brutzelte am Spieß ein großes Stück Fleisch und erinnerte mich daran, daß ich Hunger hatte. An der Decke hingen in langen Reihen aufgespießt getrocknete Fische. Einige Kinder knabberten an solchen Dörrfischen, das ganze Gesicht mit Fett beschmiert. Mit großen braunen Augen musterten sie den Fremden und seine Waffen, flüsterten einander ein paar Worte zu, um sofort hinter dem Rücken der Erwachsenen zu verschwinden, wenn mein Blick sie traf.

Durch ein offenes viereckiges Loch in der Wand kamen immer neue Menschen herein, um die Neuigkeiten zu hören, und im Raum stand dauernd ein Gesumm wie in einem Bienenstock vor dem Schwärmen. Ich wurde von allen begafft und war anscheinend Gegenstand vieler Gespräche, Mutmaßungen und Lobesworten. Vielleicht war es ein Glück, daß ich kein Wort verstand, doch damals kam ich mir entsetzlich dumm vor. Da das Tigerfell besondere Aufmerksamkeit der Seebewohner erregte, legte ich es ab und hängte es über die Speerspitze in der Ecke des Raumes. Aber mein helles Haar erregte nicht minder das Interesse des Seevolkes. Frauen und Männer beschauten es aus der Nähe, einige befühlten es sogar, als wollten sie sich vergewissern, daß es echt war. Mir wurde es auf die Dauer lästig, und das Mädchen Ona bemerkte es wohl. Sie trat zu mir, setzte sich neben mich auf die Felle des Bodenbelags und wehrte lachend aber energisch die Neugier ihrer Stammesgenossen ab.

Schließlich rief uns ihre Mutter zum Mahl. Der Vater zückte aus einer Lederscheide ein Messer — kein Feuersteinmesser, wie ich eins hatte, sondern ein breites und langes,

graubraun glänzendes Meſſer, das aus einem härteren Material zu ſein ſchien, und ſchnitt von dem bruzelnden Stück Fleiſch große und dicke Stücke ab. Das erſte reichte er mir und ſagte etwas, was wie ein Segensſpruch klang. Ich antwortete mit dem bei uns üblichen Dank und nahm das heiße Stück von ſeiner Meſſerſchneide. Die Mutter reichte mir einen kleinen Teebecher mit weißlicher, ſäuerlich riechender Flüſſigkeit — ſpäter erfuhr ich, daß es vergorene Kuhmilch war — die erfriſchend ſchmeckte. Und dann gab ſie mir einen ovalen, ziemlich trockenen Fladen, auf den ich nach Onas Anweiſung das Fleiſch, an dem ich mir faſt die Finger verbrannte, legen ſollte. An dieſem Tage aß ich zum erſtenmal Brot.

Das Mahl war ſo reichlich, daß die ganze Geſellſchaft ſatt wurde. Die Familie beſtand aus der uralten Frau, den beiden Eltern und ſechs Kindern verſchiedenen Alters, von denen ein junger Mann, der uns in dem ausgehöhlten Baumſtamm entgegengekommen war, der älteſte war, dann kam das Mädchen Ona und noch zwei kleinere Mädchen und zwei Knaben. Aber außer ihnen ſaßen auch Gäſte am Tiſch, ein alter Mann mit dichtem, weißem Kopfhaar und noch ſchwarzem Bart, vor deſſen Bruſt ein gebogenes, gelbbraun ſchimmerndes Meſſer an einem Riemen baumelte, ein anderer Mann, der überlaut lachte und noch viel mehr ſprach als alle anderen zuſammen. Es wurde überhaupt an dieſem Abend mehr geſprochen als in einer unſerer Sippen während eines Jahres.

Die beiden Gäſte gingen rülpſend und offenſichtlich befriedigt gleich nach dem Eſſen fort. Die breithüftige Hausfrau ſchleppte von irgendwo einen Arm voll Fellen heran und warf ſie auf den Boden. Der Hausherr breitete ein paar gleich neben dem Feuer auf dem Boden aus und ſtreckte ſich darauf. Die alte Großmutter war ſchon verſchwunden. Die Kinder zankten ſich eine Weile um ihre Felle, dann lagen auch ſie an der Wand. Der junge Mann erhob ſich, grinſte mir und Ona freundlich zu und verſchwand draußen. Ona lachte und bedeutete mir, hinauszugehen.

Wir ſetzten uns am Rand des Vorplatzes hin und ließen die Beine über dem Waſſer baumeln. Über dem See ſtand hoch der Vollmond, und eine breite goldene Straße lief unter ihm zu unſerem Ufer. Von einem der Häuſer klang trauriger, ſehnſüchtiger und eintöniger Geſang. An dem Ufer kläfften Wildhunde, im Waſſer plätſcherten Ratten. Ab und zu ſtrich lautlos ein großer Nachtvogel über unſeren Köpfen vorüber. Es roch nach Fiſch und Unrat, ſonſt war es herrlich: warm, mondhell und ruhig.

Ona ſeufzte hörbar. Ich ſchielte zu ihr. Der Mondſchein glänzte auf ihrer bronzenen Haut. Ihre Lippen waren halb geöffnet, und man konnte das Schimmern ihrer Zähne dazwiſchen ahnen. Sie blickte zu mir auf, ſeufzte wieder und ſchwieg. Aber ich fühlte, wie ſich ihre Schulter an die meine lehnte, warm und glatt. Dann nahm ſie leiſe meine Hand, legte meinen Arm um ihre Hüfte und meine Handfläche auf ihre ſpitze, zitternde Bruſt ...

So begann mein Leben bei dem Seevolk, das nicht lange währte, aber glücklich war und mir eine Unmenge neuer Kenntniſſe und Erlebniſſe ſchenkte. Daß das Mädchen Ona mein Weib wurde, war allgemein anerkannt, und die Hochzeit wurde mit einem großen Gelage gefeiert, wir wurden beide von allen Gäſten abgeküßt, umarmt und beglückwünſcht — inzwiſchen hatte ich ſchon ein paar Worte ihrer Sprache von meiner kleinen Lehrmeiſterin gelernt und konnte die Glückwünſche brauchgemäß beantworten. Wir bekamen viele Geſchenke; das ſchönſte war das von meinem Schwiegervater — ein langes, blinkendes Meſſer aus einem mir unbekannten Material, das wie Gift ſchnitt und wunderbar mit dem Horngriff in der Hand lag. Nach unſerem Brauch legte ich meine ſchwere Kampfart, als wir ſchlafen gingen, neben Ona, zum Zeichen, daß auch ſie wehrhaft ſei.

Ich lernte ſchnell die zwitſchernde Sprache des Seevolkes und auch einige ihrer Lieder, die einem das Blut in Wallung zu bringen vermochten. Ich lernte Holz bearbeiten mit mei-

nem Bronzemeſſer, mit dem langen Bogen und ſchlanken Pfeilen ſchießen. Ich lernte in den ſchlanken Einbäumen paddeln und beſſer ſchwimmen, als nach dem erſten Unterricht von Ona. Es wunderte mich bald nicht mehr, daß die Weiber des Stammes jeden Morgen auf die Uferwieſe gingen und die kleinen ſtruppigen rotweißen Kühe melkten — bei uns lebten ja auch Rinder in der Savanne, aber wild und ungezähmt, und das Ur, das männliche Urrind, galt als ein noch gefährlicheres Wild als der Wiſent. Auch daß das Seevolk den Wildhund gezähmt hatte und ihn als Helfer bei der Jagd benutzte, kam mir bald nicht mehr abſonderlich vor. An das Verſpeiſen von rohen, friſch gefangenen Fiſchen oder von Dörrfiſchen gewöhnte ich mich auch ziemlich ſchnell, und der Geruch von Tran in der Waſſerſiedlung ſtörte mich bald überhaupt nicht mehr.

Bei dem alten Mann mit dem gebogenen Meſſer vor der Bruſt, dem ich an meinem erſten Abend beim Seevolk begegnet war, lernte ich den Umgang mit Erz — zwar hütete er ſein Geheimnis vor den Stammesgenoſſen ſorgſam, aber mir verriet er es, und ich lernte, in einem Meiler draußen am Ufer Erz zu ſchmelzen und daraus handliche Klingen zu ſchmieden. Nur waren mir die beim Seevolk gängigen Klingen zu leicht und zu kurz, und ſo ſchmiedete ich für meine Fauſt eine gut anderthalb Ellen lange und breite, die beſſer zu mir paßte. Der Meiſter ſchüttelte den Kopf, lobte aber die Arbeit, meine Erſtlingsarbeit. Er lehrte mich auch, das Erz aufzuſpüren und zu graben — an einem mittleren Gebirgszug in der Nähe gab es beide Arten von Erz, das man für die Schwerter und Meſſer brauchte.

Im Fluge vergingen die Tage, und mein Schwiegervater ſprach davon, uns, Ona und mir, ein beſonderes Haus zu bauen — ſeit Onas Leib ſich vorwölbte und Nachkommenſchaft verſprach. Aber es ſollte nicht ſo weit kommen; mein Glück nahm ſo raſch und jäh ein Ende, wie es begann.

Das Merkwürdige war, daß in mir jede Erinnerung an

Urda und den Hinkenden und an meine alte Heimat in der Savanne geschwunden war. Ich war wie ein neuer und unbeschwerter Mann, der sich in dem lauten, schwatzhaften, im Grunde gutmütigen und lustigen Stamm wohl fühlte. Ich bemalte die lehmbestrichenen Wände meines schwiegerelterlichen Hauses mit bunten Bildern von Wisenenten und Rentieren, von Wildpferden und Säbelzahntigern, Bären und Antilopen, und die Seemenschen konnten sich nicht genug wundern; sie schnatterten stundenlang davor und betrachteten mich fast so ehrfürchtig wie unsere Weiber und Jäger den Hinkenden betrachteten. Und ich freute mich und bemalte auf Wunsch der Hausherren auch andere Häuser entsprechend. Nur Menschen ließen sie mich nicht malen, sagten, es wäre böser Zauber. Ich wunderte mich darüber, denn es liefen beim Stamm kleine aus Horn und Knochen geschnitzte Statuetten, meist von schlanken schwangeren Frauen, um, die angeblich den Weibern Fruchtbarkeit verhießen. Auch Ona bekam von ihrer Mutter ein solches Figürchen und trug es ständig bei sich.

Es war wohl das viele Neue, das ich erlebte, und die Liebe zu Ona, die wie ein Rausch über mich kam, die mich das alte Leben vergessen ließen, auch meinen Racheschwur, obgleich ich doch wissen mußte, daß ein Eid nicht gebrochen werden durfte. Und es mußte erst etwas besonderes kommen, das mich an meinen Schwur und an all das Alte erinnerte.

Und es kam.

Eines Tages begleitete ich die Jungmannschaft des Stammes auf einem Beutezug in die Ebene im Westen. Bei den Weibern des Seevolkes herrschte damals eine Vorliebe für gelbbraune Saigafelle, und Saiga-Antilopen kamen im Bergland nicht vor. Die Macht der Weiber im Stamm war so groß, daß der Männerrat beschloß, einen Trupp eigens auf diese Jagd auszusenden. Da ich die Saiga und deren Gewohnheiten aus langer Praxis kannte, wurde mir die Führung des Trupps übertragen. Die jungen Männer fügten sich der

Führung eines Fremden widerſpruchslos, denn ſie erkannten wohl meine körperliche Überlegenheit und größere Erfahrung. Unſere jungen Männer würden ſich beſtimmt nicht ſo fügſam anſtellen.

Wir marſchierten alſo eines Morgens noch vor Sonnenaufgang ab, überquerten den Urwaldgürtel, der das Vorgebirge von der Hochebene trennte, ohne irgendwelche Abenteuer und waren am ſpäten Nachmittag des nächſten Tages in der Steppe angelangt. Es war heißer Sommertag und die Luft war drückend, obgleich die Sonne ſchon ziemlich niedrig ſtand.

An einer Quelle raſteten wir für die Nacht. Da wir ein paar ſchakalartige zahme Hunde bei uns hatten, ſtellten wir keine Wachen auf.

Mitten in der Nacht wurden wir durch wütendes Hundegebell geweckt. Wir fuhren auf und griffen zu den Waffen. Es war keine Großkatze, die die Hunde in Raſerei verſetzte, denn dann würden ſie bei den Menſchen Schutz ſuchen. Steppenwölfe jagten nicht in Rudeln im Sommer, und ein einzelner Wolf würde vor ſo viel Hunden das Weite geſucht haben. Es konnte alſo nur ein oder mehrere Menſchen ſein, die in der Nähe herumſchlichen.

Unſer Feuer war unter der dicken Aſcheſchicht unſichtbar. Wir lagerten in einer von niedrigem Gebüſch umgebenen Senke. Sehen konnte uns alſo niemand, auch wenn er Luchsaugen hätte. Möglich war allerdings, daß der ſchwache Geruch der Feuerſtelle gewittert werden konnte. Wir mußten erkunden.

Ich hieß die Männer ſich ducken und horchen und glitt in der Dunkelheit auf das Hundegebell zu. Die Tiere gebärdeten ſich wie raſend. Es ſchien, als griffen ſie jemanden an, der ſich wehrte, aber nicht vom Fleck wich. Manchmal jaulte eines der Tiere auf, als wäre es von einem Schlag getroffen. Ich robbte ſtetig heran, Ohr und Auge bis zur Grenze des Möglichen anſpannend. Aber die Hunde hatten eine gute Tarnfarbe, ſie waren graubraun und im Dunkeln unſichtbar. Sie

griffen das unſichtbare Etwas noch wütender an, als ſie mich witterten. Plötzlich jaulte einer von ihnen ſchmerzlich auf. Ein anderer ſtieß gegen mich, als er zurück ſprang. Ich erhob mich, das lange breite Meſſer in der Hand und ſprang mitten in das Gewühl der Hunde.

Etwas dunkles, dunkleres als die Umgebung, zeichnete ſich gegen den Himmel ab. Ein Menſch. Er ſchlug um ſich, um die Hunde abzuwehren. Ich holte zu einem Schlag aus — und da hörte ich einen Fluch in meiner eigenen Sprache und konnte den Hieb noch aufhalten. Ich fragte leiſe: „Wer da?"

Der Unbekannte ſchlug noch einmal auf die Hunde los und ſagte: „So hilf mir doch, Freund! Schlag die Viecher tot!"

Die Stimme kam mir bekannt vor. Ich fragte: „Wer biſt du?" und trieb mit flachen Hieben der Klinge die Hunde auseinander. Sie ſprangen in einem weiten Kreis um uns herum und kläfften wie beſeſſen. Der Fremde ſagte:

„Tior, Sohn des Ing, aus der nördlichen Savanne."

„Tior!" rief ich, und plötzlich wurde mir alles offenbar. Ich ſah wieder die tote Urda vor mir liegen und den Hinkenden ſeinen betrügeriſchen Tanz in der Höhle tanzen. Ich ſah die Reihe der Feuer vor den Höhleneingängen und hörte den ſchrillen Geſang der Weiber. Ich ließ das Schwert ſinken und fragte: „Wie kommſt du hierher, Freund? Ich bin Naal, der Reißertöter."

Ich hörte einen komiſchen Laut, als verſchlüge es dem Tior den Atem. Dann ſetzte er ſich auf den Boden und ſtöhnte. „Sie haben mich doch erwiſcht. Ich fürchte, ich kann nicht mehr ſtehen, Freund ... Aber daß du lebſt! Wir haben ſchon Totenfeiern für dich abgehalten. Der Hinkende ſagte, er hätte dich verzaubert und umgebracht. Du wärſt jetzt ein roter Waldſchratt. Biſt du einer? ... Wo biſt du geweſen? Warum haſt du den Hinkenden nicht erſchlagen?" Er ſtöhnte wieder. Er mußte Schmerzen haben. Ich fragte:

„Biſt du verletzt? Kannſt du gehen? Unſer Lager iſt ganz in der Nähe." Ich ſcheuchte die kläffenden Hunde, die ſich

wieder herantrauten, zurück und beugte mich über den Freund. Im Dunkeln konnte ich nur erkennen, daß sein linkes Bein unförmig angeschwollen war. Es war also wohl keine frische Wunde, die er hatte.

„Die Spitze des Pfeils steckt noch drin", sagte er durch die Zähne. „Die feigen Schakale! ... Aber ich bin ihnen doch entwischt."

„Wem?" fragte ich ungeduldig.

"Den Schwarzen. Der Hinkende führte sie gegen uns. Sie haben die meisten Männer erschlagen, auch die alten Weiber. Die jungen schleppten sie mit. Auch mich haben sie mit Riemen gebunden und mitgeschleppt. Und Uir und Anga und Sarn. Die drei sind aber tot. Unterwegs noch umgekommen. Ich aber bin entwichen. Noch bevor wir die Felsberge erreicht hatten. Sie schoßen Pfeile nach mir, trafen mich auch, aber ich rannte weiter. Vier Tage jagten sie mich wie eine angeschossene Saiga. Einen habe ich mit einem Stein erlegen können." Er knirschte mit den Zähnen in ohnmächtiger Wut.

„Sind es viele, die hinter dir her sind?" fragte ich.

„Was weiß ich! Ein Dutzend wird es wohl sein. Ich habe sie nicht zählen können."

Ich mußte meine Leute warnen. Ein Dutzend Schwarze mit ihren Bogen waren für uns eine überlegene Streitmacht. Wir waren nur sieben; mit Tior, der aber nicht für voll gelten konnte, acht. Ich sagte: „Komm, ich führe dich ins Lager. Steh auf."

Er stöhnte, als ich ihm aufstehen half. „Wer sind deine Leute? Wo bist du die ganzen Monate gewesen?"

„Später. Komm jetzt." Langsam führte ich den hinkenden Freund zum Lager zurück. Die Hunde folgten uns, immer noch bellend. Die Männer erhoben sich uns entgegen. Ich sagte in ihrer Sprache: „Ein Freund. Er ist verletzt. Feinde sind in der Nähe, Schwarze. Wohl ein Dutzend. Wir müssen aufpassen."

„Die Schwarzen jagen nicht nachts", ſagte Onas Bruder Adi. „Iſt dein Freund krank?"

Ich erklärte kurz die Sachlage. Einer der Jungen blies das Feuer an. Beim ſchwachen Lichtſchein unterſuchten wir Tiors verletztes Bein. Es ſah gefährlich aus, blaurot und dick wie ein Baumſtamm. In der Mitte der Schwellung war der Einſchuß zu ſehen. Die Stein- oder Knochenſpitze des Pfeils mußte tief im Fleiſch ſtecken. Sie mußte heraus, ſoviel wußte ich. Ich bat Adi um ſein handliches, leichtes Meſſer — mein Schwert war dafür zu ſchwer und zu breit.

„Beiß die Zähne zuſammen, Freund", ſagte ich zu Tior. Er fragte:

„Was willſt du? Schneiden? Iſt es nicht zu ſpät? Das Bein brennt wie im Feuer. Ich werde bald ſterben müſſen."

„Vielleicht", fragte ich aufrichtig. „Aber ich will verſuchen, die Spitze herauszuſchneiden." Ich bat die jungen Männer, Tior zu halten, dann ſtach ich mit dem ſcharfen Meſſer zu. Tior ziſchte einen greulichen Fluch, dann wurde er in den Händen der Jungen weich und ſchlapp. Ich fand mit der Meſſerſpitze das Stück Stein und zog es nicht ohne Mühe heraus. Erſt kam kein Blut aus der Wunde, dann aber ſtinkender Eiter, dann braune dicke Blutkrümel, und endlich floß rotes flüſſiges Blut. Reichlich, vielleicht zu reichlich, aber ich konnte dem nicht helfen. Ich richtete mich auf, ſagte zu den Männern: „Damit iſt er vier Tage rumgelaufen. Ich glaube, er wird es überleben."

Adi riet: „Du mußt das Bein abbinden, ſonſt verblutet er. So." Er ſchlang oberhalb der Wunde einen Riemen um das verletzte Bein und zog ihn feſt zu. Tior ſtöhnte und öffnete die Augen.

„Reißertöter, biſt du noch da? Ich war wohl tot, und du haſt mich wiedererweckt?"

Ich lachte: „Ich bin nicht der Hinkende. Einen Toten kann man nicht wiedererwecken. Morgen wirſt du wieder laufen

können. Und müſſen. Denn wir müſſen heim, um Verſtärkung zu holen."

Tior ſtreckte ſich lang aus und ſchloß die Augen. An ſeiner Stirn glänzte der Schweiß. Die jungen Männer ſagten: „Was machen wir jetzt? Sie ſind zu viele. Wir müſſen zurück."

Ich fragte: „Getraut ſich einer von euch, ſich bis zum See durchzuſchlagen und Verſtärkung zu holen? Wir müſſen die Schwarzen vertreiben. Oder töten."

Die Männer ſchwiegen. Ich ſah, daß ſie von der Ausſicht auf den Kampf nicht begeiſtert waren. Ich wunderte mich: unſere jungen Männer freuten ſich immer auf einen Kampf. Nach einer Weile ſagte Adi zögernd:

„Müſſen wir ſie angreifen? ... Uns haben ſie nichts getan. Und dir ja auch nicht, da du doch jetzt unſer biſt. Vielleicht iſt es beſſer, wir ziehen uns zurück. Wenn die Schwarzen uns angreifen ſollten, ſchlagen wir ſie zurück. Aber der Stamm wird beſtimmt nicht gegen ſie ziehen, ſolange ſie ihn in Ruhe laſſen ... Ich weiß nicht, ich bin ein junger Mann noch ... aber mir ſcheint, die Alten würden ſo handeln."

Ich unterdrückte ein Aufbrauſen. Solches Rechnen und Abwägen lag mir nicht. Ich ſchwieg eine Weile, dann zwang ich mich, ruhig zu ſprechen. „Ich habe eine Rechnung mit den Schwarzen. Sie haben meinen Stamm ausgerottet. Sie haben unſere Weiber entführt. Und mein Feind, gegen den ich Rache geſchworen, heilige Eide, verſteht ihr, dieſer mein Feind iſt mit ihnen und führt ſie."

Sie ſchwiegen. Adi ſagte: „Es iſt dann dein Krieg, und nicht der Krieg des Seevolkes. Der Klan macht da nicht mit, Naal, Bruder."

„Dann kehrt alle heim zum See. Ich bleibe, bis ich meinen Schwur gehalten habe", brauſte ich auf. „Sagt den Alten und meinem Weib, Naal iſt den Schwarzen auf der Fährte geblieben, um ſeinen Stamm zu rächen. Solange der Hinkende, mein Feind, lebt, hat kein Volk im Lande Ruhe. Er wird

die Schwarzen gegen euch führen. Er wird eure Weiber ſtehlen, die Kinder und die Greiſe erſchlagen laſſen."

Einer der jungen Männer ſeufzte und ſagte: „Wir werden kämpfen, wenn wir angegriffen werden. Sie werden nicht in den See hinein können. Aber ſo ... Adi hat Recht, Naal. Du biſt unſer Bruder. Aber das iſt dein Krieg, nicht unſerer, Naal, Du mußt das verſtehen."

Ich ſchlug mit der Fauſt auf den Oberſchenkel. Und ſchwieg. Ich wollte ſie nicht beleidigen, aber ich hielt ſie für feige. Damals, als Ona und ich nach unſerer Befreiung von den Waldſchratten in die Siedlung kamen, hatte ich mich gewundert, daß die Seebewohner nicht auszogen, um den Reſt der Schratten auszurotten und Rache zu nehmen. Jetzt verſtand ich es. Das Seevolk war kein Kämpfervolk.

Ich ſchwieg. Mir war es klar, daß ich dableiben mußte. Natürlich waren meine Chancen gering, aber Eid war Eid. Wortlos legte ich mich ins Gras und tat, als wollte ich ſchlafen. Auch die Männer ſtreckten ſich aus, nachdem ſie das Feuer wieder mit Aſche zugedeckt hatten. Die Hunde ſchwiegen. Vom blauſchwarzen Himmel blinzelten hart und fern unzählige Sterne. In der Ferne heulte ein Schakal, eine Hyäne fiel mit ihrem irrſinnigen Gelächter ein. Die Hunde kläfften kurz auf, beruhigten ſich wieder.

Ich dachte nach, wurde ruhiger. Ich wunderte mich, daß der Gedanke an Ona mir jetzt ſo fern, ſo halbvergeſſen erſchien. Dagegen war mir die tote Urda viel gegenwärtiger und näher. Als hätte ich von dem Seevolk, von den Pfahlbauten im See, von Onas ſchlanker Geſtalt und hingebender Leidenſchaft nur geträumt.

Dafür war mir der Hinkende wieder nahe. Meine Zähne knirſchten, wenn ich ihn mir vorſtellte in ſeiner abenteuerlichen Verkleidung mit dem Rengeweih. Die Macht des Eides erwachte in mir. Wahrſcheinlich würde ich den Schwur doch nicht halten können, wahrſcheinlich würden mich die Schwarzen umbringen, bevor ich meine Rache genommen.

Aber es war kein Ausweg. Ich hatte geſchworen und mußte danach handeln. Ob Onas Sohn, in dieſem friedliebenden Stamm zur Welt gekommen und aufgewachſen, mich jemals würde rächen können — und wollen?

Allmählich verwirrten ſich meine Gedanken, und ich ſchlief ein. Morgens weckten mich die Männer. Tior lag auf dem Rücken und atmete ruhig und tief. Er ſchlief feſt, endlich in relativer Sicherheit, nicht gezwungen, auf das leiſeſte Geräuſch zu achten. Ich beſchaute mir ſein Bein. Die Schwellung war zurückgegangen, die Haut hatte wieder ihre normale Färbung. Die Wundränder des Einſchnittes waren verſchorft. Ich bückte mich und ſchnupperte. Die Wunde roch nicht mehr. Er wird durchkommen. Aber was ſollte ich mit ihm anfangen? Ihn zum See hinſchicken? Aber was ſollte er dort? Und er würde die jungen Männer auf ihrem Marſch nur aufhalten. Für mich würde er auch nur ein Hindernis ſein.

Aber es war bei uns nicht üblich, einen Freund im Stich zu laſſen. Ich mußte ihn alſo mitnehmen.

Adi ſagte: „Brechen wir auf? Die Sonne iſt bald da. Wir müſſen bis Mittag ſpäteſtens im Wald ſein." Seine Augen waren die eines Hundes, der ſich bewußt war, etwas ausgefreſſen zu haben. Ich war ruhig nach der kurzen Nacht geworden. Ich ſagte freundlich:

„Führe du die Männer zurück. Ich bleibe mit meinem Freund hier. Ich muß meinen Schwur halten."

„Und denkſt du nicht an Ona?" fragte er ſchüchtern.

„Sie wird nicht einen Eidbrüchigen zum Mann haben wollen", ſagte ich einfach. „Ich könnte weder ihr, noch meinem Sohn, wenn er demnächſt geboren wird, in die Augen ſehen, wenn ich fliehen würde. Sag ihr alles. Die Geſchichte kennt ſie ſchon, ich habe ſie ihr erzählt. Sag ihr, daß ich meinen Schwur halten muß. Habe ich Rache geübt, dann kehre ich zu ihr zurück. Aber wahrſcheinlicher iſt es, daß die Schwarzen mich töten. Immerhin, ich wäre dann meines Eides ledig."

„Aber wenn du weißt, daß die Schwarzen dich töten, warum gehſt du trotzdem? ...“ fragte er, und ich ſah, daß er mich nicht verſtand. Ich ſagte mit kurzem Lachen:

„Jedes Volk hat ſeine Geſetze, Bruder. Das iſt unſer Geſetz. Geht jetzt. Oder vielleicht ...“ Ein Gedanke kam mir: ich brauchte mich ja nicht direkt den Schwarzen auszuliefern. Ich durfte mir ſo viel Sicherheit verſchaffen, wie es möglich war. Ich ſagte: „Nehmt uns mit bis zum Waldrand. Dort werden wir, mein Freund und ich, uns ſolange verſtecken, bis er geheilt und wieder kampffähig iſt. Ich weiß nicht, ob er ſchon gehen kann.“

Ich weckte Tior, der erſt verſtändnislos um ſich blickte und nur allmählich begriff, wo er war. Er muſterte verwundert die ſchlanken nackten Geſtalten der jungen Männer, ihre leichte Bewaffnung und das Blitzen ihrer Zähne beim bereitwilligen Lachen.

„Kannſt du gehen, Freund?“ fragte ich beſorgt. Tior nickte.

„Ich will's verſuchen. Wohin geht die Reiſe? Weit werde ich wohl nicht laufen können.“

Ich wies auf den in der Ferne dunkelnden Waldrand. „Bis zum Waldrand. Dort werden wir beide uns verſtecken, bis du wieder geſund biſt. Und dann holen wir uns den Hinkenden.“

„Und dieſe Männer hier?“

„Sie meinen, es wäre mein Krieg und nicht ihrer. Sie kehren zum Seevolk zurück.“

Wir aßen ſchnell etwas trockenen Fiſch und Brotfladen — Tior biß erſt zaghaft zu, dann aber kaute er mit beiden Backen. Auf der Flucht hatte er von Fledermäuſen und dergleichen gelebt, und das war keine Nahrung für einen kräftigen Jäger. Die jungen Männer hielten Ausſchau. Aber die weite Ebene ſchien menſchenleer. Vielleicht haben die Schwarzen die Verfolgung aufgegeben und ſind zu ihrem Stamm zurückgekehrt.

Wir brachen auf. Ich ſtützte Tior beim Gehen, er lahmte

ſtark und biß die Zähne aufeinander, um ein Stöhnen zu unterdrücken. Das Bein tat ihm wohl noch ſehr weh. Zwei Jungen ſchwärmten in der Richtung aus, aus der die Schwarzen zu erwarten waren. Sie hatten die Hunde mitgenommen. In der Steppe weideten hie und da kleine Rudel Saiga-Antilopen. Ganz in der Ferne ſah man die maſſige Geſtalt eines Wollhaarnashorns, das ſeine Flanken an einem Aloebuſch ſcheuerte. Noch weiter am Horizont ſchien eine große Wiſentherde zu graſen, eine lichte Staubwolke hing über ihnen. Von Menſchen keine Spur.

Wir waren ſchon halbwegs zum Walde, als einer der Späher angerannt kam. Sie hätten in ziemlicher Entfernung Rauch geſichtet — er wies aufgeregt in die Richtung. Tior nickte:

„Die Schwarzen. Sie ſind wohl umgekehrt, denn ſie waren mir nahe auf den Ferſen."

„Gehen wir weiter", ſagte ich zur Erleichterung der Jungen. Es hatte auch keinen Zweck, am hellichten Tage den Trupp der Schwarzen zu überfallen.

Wir erreichten unangefochten den Wald, wateten eine Strecke durch eine ſeichte Flußrinne, um unſere Fährte zu verwiſchen, und drangen dann in das dichte Unterholz ein, bemüht, keine Zweige zu knicken und keine Spuren zu hinterlaſſen. Endlich fanden wir eine Lichtung, in deren Mitte zwei mächtige Bäume emporragten. In unmittelbarer Nähe war ein dünnes Waſſerrinnſal, das ſich anſcheinend zum Fluß ſchlängelte. Tior ließ ſich ſchwer auf das Gras fallen. Er war am Ende ſeiner Kräfte und zitterte vor Erſchöpfung.

Ich ſagte: „Wir raſten hier. Dann brecht ihr auf. Wir bleiben hier, bis mein Freund wohlauf iſt. Läßt du mir deinen Bogen und ein Dutzend Pfeile, Adi? Ich könnte das brauchen."

„Ich bleibe mit dir", ſagte er raſch. „Du biſt mein Bruder und der Mann meiner Schweſter. Ich bleibe mit dir."

Das war verlockend. Aber ich hatte es mir anders überlegt. Ich ſagte: „Und wer wird meinem Weib, deiner Schwe-

ſter, die Kunde bringen? Nein, Bruder, du gehſt. Es iſt mein Krieg und nicht dein Krieg. Ich will kein Blut über den Stamm der Seebewohner bringen. Laßt uns etwas Proviant und noch einige Waffen — Speere, denn mit dem Bogen kann mein Freund nicht umgehen. Vielleicht auch ein Meſſer für ihn."

„Meine Schweſter wird mir nie verzeihen, wenn ich dich verlaſſe. Sippe iſt Sippe. Wir gehören zuſammen", beharrte der Junge faſt zornig. Ich ſchüttelte den Kopf.

„Eben darum. Du gehſt zu Ona und ſagſt ihr, wie es war. Das iſt mein Wille. Und ſollte ſie einen Sohn zur Welt bringen, dann ſoll er mich rächen, wenn ich bis dahin nicht zurückgekehrt bin. Das mußt du ihr und meinem Sohn ſagen, wenn er groß iſt."

Er zögerte. Dicke Tränen liefen über ſeine Wangen. Dieſes Seevolk lebte nicht umſonſt am Waſſer. Es weinte viel und oft, auch die Männer. Mir war der Anblick peinlich. Ich blickte nicht hin.

Die jungen Männer brachen auf, nachdem wir gegeſſen hatten. Sie ließen all ihren Proviant zurück, vier Speere und ein leichtes, blankes Meſſer für Tior. Dieſer wog die Waffe in der hohlen Hand.

„Eine Feder!... Aber ſcharf iſt die Klinge, ſcharf wie Gift... Auch die Speere ſind zu leicht für eine Männerfauſt. Was iſt das, woraus die Klinge und die Spitzen beſtehen?"

Ich nannte ihm den Namen, den das Seevolk dem blanken Zeug gegeben. In unſerer Sprache gab es kein Wort dafür. Wir benutzten ja immer noch Feuerſteine und andere behauene Steine als Klingen und Speerſpitzen. Manchmal auch Geweihſpitzen oder ſcharfe Knochenſplitter. Das Seevolk war weiter als wir.

Allein geblieben, unterhielten wir uns lange. Tior erzählte mir von dem plötzlichen Überfall der Schwarzen, die an einem regneriſchen Frühlingstag angeſchlichen kamen und die Höhlen ſtürmten. Unſere Männer kämpften tapfer, aber gegen die

Pfeile der Feinde vermochten ſie nichts auszurichten. Der dicke Muir fiel als erſter, noch bevor die Schwarzen den Hang erſtürmt hatten. Nachher hatten ihn die Sieger gebraten und aufgefreſſen. Ebenſo erging es all den fetten Männern und Weibern. Auch die Kinder verſpeiſten die Sieger. Nur junge Weiber und die vier Krieger, die ſie mit Schlingen gefangen, blieben am Leben, und vielleicht noch eine kleine Schar, die ins Gebirge zurückgezogen war, angeführt von Muirs Sohn, dem langen Aar. Sie metzelten eine Menge Schwarze nieder und waren dann verſchwunden, als hätte ſie die Erde verſchlungen.

Und dann kam der Hinkende, das Rengeweih auf dem Kopf, und tanzte den Zaubertanz. Auch er fraß von dem Menſchenfleiſch, das ihm die Schwarzen vorſetzten. Er hatte vier ſchwarze Weiber im Gefolge und den ſtarken Sigr, doch dieſer ſchien ſich des Verrates zu ſchämen, guckte den Gefangenen nicht in die Augen und ſchob ihnen ſogar Fleiſch zu, als ſie am Verhungern waren.

„Menſchenfleiſch?“ fragte ich entſetzt. Es galt bei uns als größtes Verbrechen, Menſchenfleiſch zu genießen. Tior ſchüttelte den Kopf. Es war Antilopenfleiſch. Sigr habe auch kein Menſchenfleiſch gegeſſen.

Dann erzählte ich ihm meine Geſchichte. Er hatte volles Verſtändnis für meinen Entſchluß. Er hätte ja auch nicht anders gehandelt. Er ſagte: „Ich habe es mir auch geſchworen ... Ich will auch Rache nehmen.“

Ich ſagte feſt: „Der Hinkende gehört mir. Ich habe ältere Rechte. Denke an Urda.“

Tior lächelte ſchief: „Ich weiß nicht ... Es ſteht Eid gegen Eid. Ich hoffe, wir werden miteinander nicht kämpfen müſſen um den Hinkenden.“

„Ich hoffe auch“, ſagte ich grimmig. Noch war der Hinkende nicht in unſerer Hand, und ſchon gab es um ſeinetwillen Streit. Ich verjagte den Gedanken. „Erſt wollen wir ihn jagen. Es iſt wahrſcheinlicher, daß wir beide tot ſein werden,

bevor wir ihn kriegen. Aber Eid iſt Eid. Alſo jagen wir ihn, Freund."

11.

Es dauerte einige Tage, bis Tior ſo weit war, daß wir den Wald verlaſſen durften. Dieſe Tage hauſten wir in der dichten Krone einer Platane, wo ich nach der Art der Seebewohner eine Plattform aus dünnen Stäben gebaut hatte. Der Bogen, mit dem ich am See umzugehen gelernt hatte, erleichterte die Jagd, ſo daß wir nicht zu hungern brauchten. Aber in mir brannte die Ungeduld, und mehrfach mußte ich den Wunſch niederkämpfen, den Freund einfach allein zu laſſen und meine Jagd nach dem Hinkenden allein aufzunehmen.

Endlich war es ſoweit, und wir zogen durch den Urwald ſüdwärts, den Jagdgebieten der Schwarzen zu. Wir marſchierten langſam und unter Beachtung jeder erdenklichen Vorſicht, um nicht vorzeitig entdeckt zu werden. Manche Tage verbrachten wir im Dickicht verſteckt, wenn wir Schwarze in der Nähe vermuteten, aber wir bekamen keinen zu Geſicht. Tauſend Abenteuer erlebten wir unterwegs, doch dies gehört eben zum Leben eines Waldläufers — eine Begegnung mit dem Honig ſchmauſenden Bären, eine blitzſchnelle Flucht auf die Bäume vor dem grunzenden und immer angriffsluſtigen Wollnashorn, ein wütender Angriff eines Rieſenhirſches, der die Wirkung eines ſchlanken, aber ſchnellen Pfeils unterſchätzte, ein knappes Entrinnen von der tödlichen Umarmung einer Rieſenſchlange.

Und dann waren wir wieder an der Felſenbarriere, auf die damals — mir ſchien es faſt, vor Jahren — die Schwarzen das Steppenwild hinaufgetrieben hatten. Jetzt gingen wir nur nachts und lagen den Tag über in Deckung. Aber niemand zeigte ſich. Das Wild war vertraut, und kein Rauchgeruch verriet, daß Menſchen in der Nähe waren.

„Sie lagerten an dem Bach da unten", ſagte Tior und wies

von der Felskante auf die Ebene vor uns. „Da ſieht man noch die Feuerſtellen. Von da bin ich auch geflohen, nachdem ich dem Wächter mit einem Stein den Kopf eingeſchlagen. Und jetzt iſt alles verlaſſen.“

„Aber die Schwarzen haben doch keinen feſten Wohnſitz. Sie ziehen immer umher. Dem Wild nach“, ſagte ich. „Wir müſſen die verlaſſene Lagerſtätte unterſuchen. Vielleicht finden wir da eine Fährte.“

„Aber die Weiber, die Kinder und die Alten waren hier geblieben, während die Männer zu uns in die Savanne zogen. Sie hatten Löcher in die Erde gegraben und mit Fellen und mit Reiſig zugedeckt. Wie Vogelneſter. Und jetzt iſt alles weg.“

„Anſcheinend haben ſie ihre Neſter verbrannt“, ſagte ich. „Sieh die Aſche und die verkohlten Stangen. Sie ſind fortgezogen.“

„Es ſcheint ſo. Der Hinkende wird ſie überredet haben. Er iſt ja der eigentliche Häuptling. Der Dicke mit dem Federkopf tut alles, was der Zauberer verlangt. Und deren alter Zauberer hat nichts zu ſagen. Den haben ſie ſchon einmal verprügelt, als er Regen prophezeite. Die Jagd wurde abgeblaſen, und dann kam kein Regen, die Schwarzen waren wütend.“

„Wir müſſen runter und ſuchen“, ſagte ich.

Tior zögerte, als ich mich aufrichtete: „Jetzt, bei Sonnenſchein?“

„Du ſiehſt doch, daß die Steppe leer iſt. Würden die Antilopen und die anderen Tiere ſo ruhig äſen, wenn Menſchen in der Nähe wären? Sieh da, das große Rudel! ... Nein, ſie ſind fort, und wir müſſen ihnen nach.“

Wir bewältigten nicht ohne Mühe den ſteilen Abſtieg. Der Lagerplatz war wirklich leer und verlaſſen, wohl ſchon mehrere Tage, denn inzwiſchen hatten die Präriehunde ſchon Löcher gegraben und von dem Platz Beſitz ergriffen. Und die Fährte der Abgezogenen war nicht zu verfehlen. Mehrere

Schritte breit zog sie sich durch das Gras der Steppe nach Osten.

Schon am dritten Tage hatte ich die Gewißheit: die Schwarzen waren zum See gezogen. Sie hatten Kunde bekommen von den Seebewohnern und deren Pfahlhäusern, von deren Bronzewaffen und Geräten, und der Hinkende in seiner zügellosen Machtgier hatte sie überredet, die Seebewohner mit Krieg zu überziehen. Und da jetzt der Hochsommer nahte mit versengtem Steppengras, Hitze und Dürre, so hatten sie auch ihre Gesippen mitgenommen in die kühleren Gegenden im Vorgebirge.

Tior nickte, als ich mit ihm davon sprach. „Ich habe zwar nichts von den Seebewohnern gehört, als ich bei den Schwarzen war. Aber du wirst Recht haben. Was sollten sie sonst da im Osten? Wild gibt es übergenug hier und in der Savanne oben. Es ist bestimmt Alf, der Hinkende. Warum hast du ihn bloß nicht getötet damals in der Höhle!"

Den Vorwurf mache ich mir selbst. Zweimal hatte ich das Leben des Mannes in der Hand. Einmal bei mir in der Höhle. Und einmal in der anderen Höhle. Und beide Male habe ich ihn entschlüpfen lassen. Ein drittes Mal sollte es mir nicht passieren. Ich sagte: „Erst Urda und jetzt die Ona. Aber vielleicht komme ich ihm noch zuvor. Wir müssen schneller ausschreiten."

Aber wir schafften es nicht. Als wir den Hochwaldgürtel vor dem See überquert hatten und auf dem schmalen, grasbewachsenen Uferstreifen standen, sahen wir in einiger Entfernung die Holzhütten des Seevolkes brennen. Dicke Rauchwolken schienen an der unbewegten Wasseroberfläche zu kleben, um dann nach oben zu steigen und im Blau zu zergehen. Einige Einbäume hielten, dicht bemannt in der Nähe der Brandstätte, und hin und wieder blitzten die Sonnenstrahlen auf den Spitzen der Speere der Männer. Sie waren also noch nicht alle tot, die Männer des Seevolkes, und wahrscheinlich hatten sie auch einige Weiber und Kinder an Bord genom-

men. Aber die Siedlung war zerstört, und die Schwarzen tanzten auf der Wiese davor ihren Siegestanz. Wir konnten sie sehen von unserem Beobachtungsstand, wie sie ihre Waffen schwangen und die Beine warfen. Ihre Weiber hielten sich im Hintergrund, aber wir wußten, daß sie den Takt mit den Handflächen und mit ihren seltsamen Trommeln schlugen. Auf der Wiese lagen hie und da die Kadaver der abgeschlachteten Kühe des Seevolkes.

Auch die Stege brannten, die vom Ufer zu den Häusern führten. Sie waren eben sinnlos, die Schwarzen, in ihrer Zerstörungswut. Wenn sie schon das Seevolk aus den Pfahlbauten vertrieben hatten, dann sollten sie doch wenigstens die Hütten in Besitz nehmen. Bessere oder auch gleichwertige konnten sie ja selbst nicht bauen. Aber sie mußten eben alles zerstören, was ihnen in die Hände fiel. Das würde ihnen auch der Hinkende nicht abgewöhnen.

„Was machen wir jetzt?" fragte Tior ratlos. „Und was sind das für Dinge, worauf die Männer über den See schwimmen? Baumstämme?"

„Wir pirschen uns heran", sagte ich grimmig, ohne seine andere Frage zu beachten. „Ich will die Hirnschale des Hinkenden haben."

„Aber sie sind nicht zu zählen, und wir sind nur zwei", protestierte der Freund.

„Habe ich nicht den Reißer und den Behaarten Alten erlegt?" fragte ich ungeduldig zurück. „Ich bin nicht irrsinnig. Wir bleiben natürlich in Deckung."

Wir kehrten in den Schutz der Bäume und des Unterholzes zurück. Doch ich wollte die Kähne auf dem See im Auge behalten und hielt mich deshalb so nahe wie möglich am Ufer, um hin und wieder einen Blick auf das freie Wasser zu werfen. Wir sahen, wie sich die Boote auf dem See versammelten und einen engen Kreis bildeten. Es war Bewegung darauf, doch es dauerte eine Weile, bis ich dahinter kam, was da eigentlich vorging: Frauen mit Kindern stiegen in drei,

vier Boote um, in den übrigen blieben nur Männer. Es waren acht Boote, und in jedem ſaßen vier bis ſechs Krieger. Es war ſchon eine beträchtliche Streitmacht, obgleich die Schwarzen zahlreicher waren.

Die Kähne mit den Frauen ruderten weiter in den See hinaus, die Männerboote ſchoſſen in einer Reihe auf das Ufer zu. Tior ſtaunte, als er das Waſſer unter dem Bug der Fahrzeuge ſchäumen ſah. Ich begriff aber, daß die Männer des Seevolkes Rache nehmen wollten. Während die Schwarzen, noch trunken von ihrem Sieg, tanzten und ſangen, kamen ſie, Mord im Herzen, heran. Sie waren gute Bogenſchützen — aber die Feinde hatten auch Bogen und ſchoſſen nicht ſchlecht. Ich ſagte atemlos:

„Komm!... Während das Seevolk von vorn angreift, wollen wir ſie von hinten faſſen!“

Tior folgte mir gehorſam, wenn auch nicht ganz ſicher. Sollten ſich die Schwarzen zur Flucht wenden, dann würden ſie uns einfach überrennen. Auch mir war es klar, aber ich ſagte mir, daß ein plötzlicher Überfall aus dem Walde heraus, von entſprechendme Kriegsgeſchrei begleitet, den Feind verwirren müßte.

Wir rannten alſo, ohne große Vorſicht zu beachten, durch das dichte Unterholz, und gerade, als wir durch die Zweige bereits den Haufen der Weiber und Kinder der Schwarzen ſehen konnten, ertönte das Kriegsgeſchrei der Seebewohner. Dazwiſchen tönten Überraſchungs- und Angſtſchreie der Schwarzen, das Gekreiſch ihrer Weiber und das dumpfe Dröhnen der Trommeln.

Wir brachen durch das Unterholz am Waldrand, und ich ſtimmte den Kampfruf meines Stammes an. Tior ſchloß ſich an, und er hatte eine tiefe, ſchreckliche Stimme. Die Weiber vor uns ſtoben entſetzt kreiſchend auseinander, doch wir beachteten ſie nicht. Ich blieb am Rande der Uferwieſe ſtehen und ſandte einen Pfeil nach dem andern in den Haufen der ſchwarzen Krieger, die, wie ich vorausgeſehen hatte, durch den An-

griff von zwei Seiten völlig verwirrt wurden. Nur wenige griffen zu ihren Bogen, um den Gegner von der Seeseite abzuwehren, doch als wir auftauchten, warfen auch diese ihre Waffen fort und begannen zu rennen. Schreiend näherten sich die Krieger des Seevolkes dem Ufer, sprangen heraus, begannen die Verfolgung. Auch Tior rannte wie besessen hinter den Schwarzen her, und seine Speere sandten manch einen von ihnen zu Boden.

Ich aber suchte den Hinkenden. Nur einmal schlug ich mit meinem Schwert zu, als ein schwarzer Krieger mich besinnungslos vor Angst beinahe umrannte. Sonst kümmerte ich mich nicht um sie — mochten sie entkommen, wenn sie konnten.

Doch vom Hinkenden war keine Spur zu entdecken. Selbst als die Wiese vom Feind frei war, und das Geschrei und Gewinsel ihrer Weiber fern im Wald verklang, und die Männer des Seevolkes von der Verfolgung zurückkehrten, konnte ich ihn nicht finden, obgleich ich alle Leichen gemustert und sogar hinter die aufgedunsenen Kadaver der Kühe geschaut hatte. Er war wie vom Erdboden verschwunden, denn unter den Fliehenden war er ganz gewiß nicht, das schien mir sicher.

Die Krieger des Seevolkes umringten mich. Sie freuten sich, mich zu sehen, und Onas Bruder umarmte mich nach ihrer südländischen Art. Da erst erinnerte ich mich an Ona.

„Armer Bruder!" sagte der Junge und begann zu weinen. „O armer Bruder! ... Ona ist tot, erschlagen und verbrannt, als sie ihren Vater, der auch mein Vater ist, deckte. Er war gleich am Anfang verwundet, und die Schwarzen stürmten unser Haus zuerst, und es fing Feuer, als sie die Herdstelle auseinanderrissen." Er zeigte mit weit ausholender Armbewegung auf die Stelle, wo jetzt nur noch ein paar verkohlte Pfähle qualmten.

Ich fragte: „Bist du dessen sicher, daß sie tot ist? Vielleicht haben die Schwarzen sie verschleppt?"

„Nein, Bruder, nein! Ich habe es selbst gesehen: ein Pfeil stak in ihrem Rücken, und sie rührte sich nicht, als ich sie an-

hob. Dann ſprang ich ins Waſſer und ſchwamm zum nächſten Boot."

„Alſo doch!" ſagte ich grimmig. Des Hinkenden Rechnung wuchs. Ich fragte: „Habt ihr zwiſchen den Schwarzen nicht einen Weißen geſehen? Vielleicht mit einem Geweih, einem Rengeweih auf dem Kopf und einem Renfell bekleidet?"

Einer der jungen Männer, die um mich herumſtanden, nickte eifrig. „Ich, ich habe einen geſehen. Er ſtand am Ufer und leitete den Agnriff. Er ließ die Schwarzen Schilde aus Schilf vorantragen, hinter denen ſie die Stege ſtürmten, ſo daß unſere Pfeile ihnen nichts anhaben konnten. Ich habe ihn geſehen."

„Und wo iſt er jetzt?" fragte ich atemlos. Der junge Mann zuckte die Achſel, machte eine bedauernde Armbewegung.

„Ich weiß es nicht, fremder Bruder. Ich habe ihn dann aus dem Geſicht verloren."

„Und keiner hat ihn geſehen, als ihr nahe am Ufer wart und die Schwarzen tanzten?"

Sie ſchwiegen. Dann ſagte ein älterer Mann, der vergeblich die Blutung an ſeiner verwundeten Schulter zu ſtillen verſuchte: „Er ſchient ein großer Zauberer zu ſein ... Vielleicht iſt er durch die Luft davongeflogen ..."

Ich ſchrie wütend: „Er iſt ein Betrüger! ... Und er hat die Schwarzen erſt gegen mein Volk geführt und alle Männer töten und die Weiber verſchleppen laſſen, und dann kam er zu euch. Wenn er nicht wäre, ſo würden die Männer und Weiber meines Stammes weiter in der Savanne jagen, und ihr hättet noch eure Häuſer und keine Toten zu beklagen. Er hat drüben in der Savanne mein Weib ermordet, und hier iſt die Ona durch ſeine Schuld umgekommen. Wir müſſen ihn finden, Männer, ſonſt haben wir keine Ruhe!"

„Der Mann muß ſterben!" rief Onas Bruder hitzig und rollte die Augen. „Der Mann muß ſterben!"

Auch die anderen jungen Männer riefen das gleiche, und wäre der Hinkende da geweſen, ſo wäre es ihm ſchlecht er-

gangen. Aber er war nicht da, und das Feuer der Seebewohner war ein Strohfeuer. Nachdem wir das Schlachtfeld noch einmal vergeblich abgesucht hatten — inzwischen näherten sich auch die Kähne mit den Weibern dem Ufer, und die Siegesrufe der Männer mischten sich mit dem Jammern der Weiber um die Toten — legte sich ihr Eifer bedeutend. In den Wald wollte sich keiner trauen, umsoweniger als es schon zu dämmern begann.

Ich beriet mit Tior. Wir beschlossen, beim Morgengrauen aufzubrechen und gemeinsam den Hinkenden zu suchen, und wenn wir auch bis zum Eismeer im Norden laufen müßten.

Onas Bruder versuchte, uns den Plan auszureden. Das Seevolk würde die Siedlung wieder aufbauen, schöner als früher. Und unser Stamm wäre ja doch ausgerottet. Ich sollte da bleiben und mir eine andere Frau nehmen. Die Männer des Seevolkes trösteten sich eben schnell, und sie hatten keine Ahnung von dem Gesetz der Rache. Sie rächten wohl ein Unrecht, wenn es sofort möglich war. Aber dem Missetäter nachzusetzen und die Pflicht der Rache auch noch nach Jahren zu erfüllen, dazu waren sie zu schnellebig und zu bequem.

Der Häuptling des Seevolkes machte auch den Versuch, uns zum Bleiben zu überreden. Er sagte offen, daß er jetzt auf jede Hand angewiesen wäre, die einen Speer oder einen Bogen zu führen imstande wäre. Über ein Dutzend Männer des Stammes wären gefallen. Und es wären so viele junge Weiber da, die nun ohne Mann wären. Es wäre nicht gut für den Stamm, wenn die Weiber an Zahl überlegen — da gäbe es immer Krach und Blutvergießen, weil sie, die ledigen Weiber, in fremde Sippen eindrängen.

Ich blieb standhaft. Er verstand meine Gründe nicht. Aber ich sagte, bei uns wäre es Gesetz, eine Untat zu rächen, und ich wäre ehrlos, wenn ich dieses Gesetz verletzen würde.

Er meinte, der Hinkende wäre sicher ertrunken. Ich sollte doch solange da bleiben, bis die Leichen der Ertrunkenen wie-

der hochkämen. Das würde gar nicht lange dauern. Dann würde ich wenigſtens ſicher ſein, daß der Mann meiner Rache nicht mehr lebte.

Natürlich blieb ich ſtandhaft. Wollte ich ſolange untätig warten, bis mein Feind über alle Berge war? Nein, ich mußte ihm nach, ihn ſuchen — und finden.

Der Häuptling ſtellte Wachen am Waldesrand auf, und der Stamm verbrachte die Nacht im Freien um einige Feuer, die Frauen unterhalten mußten. Gegeſſen wurde von dem Fleiſch der von den Schwarzen abgeſchlachteten Kühe, und einige Frauen hatten ein paar Brotfladen gerettet, die ſie freigebig verteilten.

Ich war müde und ſchlief feſt die Nacht. Aber ſobald es im Oſten anfing zu grauen, war ich wach und weckte Tior. Wir ſtahlen uns leiſe davon, weil ich keinen Abſchied nehmen wollte. Am Waldrand trafen wir den Wachpoſten, der uns viel Glück wünſchte und dabei gähnte, daß man dachte, er würde den Mund nie wieder zukriegen. Unterwegs ſammelten wir ein paar Dutzend Pfeile, um einen Vorrat zu haben. Die Leichen der Gefallenen und die Kadaver des Viehs begannen ſchon zu ſtinken, und wir waren froh, als wir im Walde dieſen Geruch nicht mehr in der Naſe hatten.

Noch vor dem Waldrand verſuchten wir unter den zahlreichen Fährten die des Hinkenden zu entdecken. Aber ſie waren ſo undeutlich, dieſe Spuren, ſo viele Menſchen waren da durcheinandergelaufen, daß es nicht möglich war, eine einzelne Fährte auch nur ein paar Schritt weit zu verfolgen. An einer Stelle war deutlich ein Abdruck eines ſchmalen Fußes zu ſehen, der etwas größer war, als die Fährten der Schwarzen. Tior ſagte: „Ein Weiberfuß. Es waren ja auch unſere Weiber unter den Schwarzen. Die ſie damals fortgeſchleppt hatten.“

„Was wollten ſie denn von ihnen?“ fragte ich. Er zuckte die Achſel.

„Wenn ſie über fünfzehn waren, die Weiber, dann hatten die Schwarzen ihren Spaß mit ihnen. Nicht einer einzeln, ſondern alle nacheinander, die gerade in der Nähe waren. Manche ſind draufgegangen, nachdem ſie unter zwei, drei Dutzend Männern gelegen hatten. Die Jüngeren wollten ſie wohl heranwachſen laſſen für ſpäter."

„Und die Männer? Solche Männer wie du. Was wollten ſie von euch?"

Wieder zuckte er die Achſel. „Auffreſſen, wie ſie den dicken Muir aufgefreſſen hatten. Sein Fett floß nur ſo, als ſie ihn am Spieß drehten. Bei jedem Feſt taten ſie es. Und ſie haben viele Feſte."

Ich blickte auf den ſchmalen Fußabdruck mit langen Zehen vor mir und mußte an Urda denken. Sie hatte auch ſolche ſchlanken, feinen Füße wie dieſes unbekannte Mädchen.

Wir gingen weiter durch das Unterholz, in das die Flüchtigen eine breite Gaſſe gebrochen. Überall lagen im Gebüſch Gegenſtände, die die Schwarzen auf ihrer kopfloſen Flucht fortgeworfen hatten. Männer unſeres Stammes würden auf der Flucht ja auch alles Unnötige oder Beſchwerliche fortwerfen, um ſchneller vorwärtszukommen. Aber niemals Waffen — und manch einen Bogen ſahen wir im Walde liegen, manch einen Köcher, noch halb voll mit knochenbeſtückten Pfeilen, manch ein Steinmeſſer. Wie wollten ſie weiter fortkommen, dieſe Unſinnigen? Ein Mann im Wald ohne Waffen war verloren, das wußte doch jedes Kind — bei uns im Norden.

Dann fanden wir eine Leiche, eine weiße Frau, eine aus unſerem Stamm. Ihr Schädel war mit einem Hammerhieb zertrümmert — wohl wollte ſie oder konnte ſie nicht weiterlaufen, und wurde deshalb kurz umgelegt. Füchſe und Schakale hatten ſich an ihr gütlich getan.

Da lag ein kleines Kind mit zertrümmertem Schädel neben dem breiten Pfad der Flüchtlinge. Es war der Mutter wohl zu beſchwerlich auf ihrer Flucht geweſen. Und dann fand Tior etwas, was mich alles wieder rot ſehen ließ: die ſeltſame

Klapper aus getrockneten Kröten und Schlangenhäuten, die Alf bei ſeinen Tänzen immer zu ſchwingen pflegte.

Wir waren auf der richtigen Fährte.

12.

Wir ſtießen wieder auf den ſchmalen Fußabdruck der unbekannten Frau, als wir vorſichtig ſpähend und ſichernd an das Ufer eines Baches heraustraten. Neben dieſer Fährte lief eine andere, eine eigenartig tief eingedrückte, plattfüßige, die nur einem Schwarzen gehört haben konnte. Der Mann mußte eine ſchwere Laſt getragen haben, und zwar auf beiden Schultern, denn beide Füße haben gleich tiefe Abdrücke hinterlaſſen — es waren große breite Füße, deren kurze Zehen unter der Laſt geſpreizt waren. Tior ſagte:

„Der Hinkende hat ſich von Schwarzen tragen laſſen, wenn ſie eilig marſchierten. Er kam ja nicht mit auf ſeinem Hinkebein. Der Mann hat ihn getragen."

„Dann kann er nicht weit ſein", ſagte ich grimmig.

„Die Schwarzen können große Laſten tragen und dabei ſcharf ausſchreiten. Sieh, welche Schritte der Mann macht."

„Ihm nach, Freund", drängte ich. „Er ſoll mir nicht entgehen."

„Er gehört mir, Reißertöter", brummte Tior. „Ein Eid iſt ein Eid."

„Mein Eid iſt älter", ſagte ich ungeduldig. „Du weißt es."

Tior ſagte: „Hier habe ich eine Muſchel. Ich werfe ſie in die Luft. Wenn ſie mit dem Buckel nach oben zu liegen kommt, dann geht mein Eid vor, wenn nicht — dein Eid."

„Eine Muſchel kann mich nicht meines Eides entbinden. Das ſind ſo Mätzchen, die euch der Hinkende beigebracht hat. Wir machen es ſo: wir pirſchen gemeinſam. Wer ihn zuerſt erlegt, der hat den anderen vom Eid erlöſt." Ich war überzeugt, daß ich dem jungen Mann zuvorkommen würde. Ich hatte ja

meinen Bogen, deſſen Pfeil weiter reichte als Tiors Speerwurf.

Tior brummte etwas Unverſtändliches, gab aber dann nach. Er mußte ja einſehen, daß ich mehr Recht auf Alfs Schädeldecke hatte als er. Schließlich hatte der Hinkende zwei meiner Frauen umgebracht oder umbringen laſſen.

Wir ſetzten unſere Verfolgung fort. Hin und wieder überraſchten wir keifende und knurrende Meuten von Wildhunden, Schakalen und Füchſen, die ſich um die Leichen der auf der Flucht gefallenen Schwarzen balgten und nur ungern wichen, wenn wir näher kamen. Einmal ſahen wir einen verlaſſenen Raſtplatz der Flüchtigen mit einigen abgenagten Knochen im zerwühlten und niedergetretenen Gras. Von da trennten ſich anſcheinend die Schwarzen. Ein Trupp ſchlug ſich nach links durch den Wald, ein anderer zog ſchnurſtracks weiter. Es koſtete Mühe, feſtzuſtellen, bei welchem Trupp der Mann mit den tiefen Fußeindrücken war, aber wir ſpürten ihn auf und ließen den anderen Trupp unbeachtet.

Der Abend nahte, und wir mußten vorſichtig vorgehen, um nicht überraſchend auf den Feind zu ſtoßen. Tior behauptete, die Schwarzen marſchierten nachts nicht — nur in der vorigen Nacht waren ſie kopflos nach der unerwarteten Niederlage gelaufen. Sie hätten Angſt vor den Geiſtern des Waldes. Wir hatten dieſe Angſt nicht, und die ſinkende Dämmerung war uns nur willkommen, da ſie uns beſſere Deckung bot.

Wir gelangten in ein ſchier undurchdringliches Dickicht. vorſichtig bogen wir die Zweige auseinander, um ja kein Geräuſch zu verurſachen, und kamen nur ganz langſam vorwärts. Da der Bogen zwiſchen den Büſchen nutzlos war, hielt ich ihn in der Linken und hatte das Schwert in der Rechten. Plötzlich ſpürte ich Menſchengeruch — nicht den ſäuerlichen Fiſchgeruch, der dem Menſchengeruch der Schwarzen eigen war, ſondern einen, der unſerem Volk gehörte. Der Hinkende? ... Doch nein, er war der Geruch einer ſchwitzenden Frau, der mich wieder ſchmerzlich an Urda erinnerte. Aber

Urda war tot und ... Dann dachte ich an den ſchmalen Fußabdruck im Lehm des Bachufers und ſtrengte die Augen an, um im tiefen Schatten der Büſche etwas zu erſpähen.

Da ſchimmerte etwas helles, weißliches hinter dem dichten Laub. Ich machte Tior ein Zeichen und ſchob mich unhörbar vor. Das Helle rührte ſich nicht. Ich hörte aber ſchwere, raſche Atemzüge. Die Frau muß erſt vor kurzem zuſammengebrochen ſein, vielleicht verletzt, denn ſie zog die Luft ſcharf ein, als hätte ſie Schmerzen. Einen Schritt nach dem anderen ſchob ich mich vor. Jetzt konnte ich undeutlich und verſchwommen die Umriſſe einer zuſammengekrümmten Frauengeſtalt ſehen. Sie war völlig nackt, wie die Schwarzen gehen, aber ſie war von meinem Volk, hell und hellhaarig.

Ich lauſchte, doch außer ihrem ziſchenden Atem und dem entfernten Kläffen der Wildhunde im Buſch war alles ſtill. Die Schwarzen waren weitergezogen. Ich zögerte. Sie wird ſchreien, wenn ich vortrete, und vielleicht war der Feind gar nicht ſo weit, daß er es nicht hören würde. Am vernünftigſten wäre, die Frau zu töten, damit ſie die Schwarzen nicht alarmierte. Aber es widerſtrebte mir, ein Weib aus meinem Stamm zu töten. Tior berührte meine Schulter mit der Hand und wies auf die Frau mit der Speerſpitze. Ich ſchüttelte den Kopf. Ich hatte eine beſſere Idee. Ich ziſchte leiſe, aber ſcharf, genau wie eine erzürnte Viper, und ich ſah, wie die Frau zuſammenfuhr, die langen Beine anzog und verſuchte, ſich aufzurichten. Ich hängte leiſe das Schwert in die Lederſchlaufe an meinem Hals, gab Tior meinen Bogen zu halten und ſprang dann mit einem Satz vor. Meine Hand verſchloß der Erſchreckten den Mund, bevor ſie ſchreien konnte, mit dem linken Arm umſchlang ich ihre ſich wehrenden Arme. Doch ſie wehrte ſich verzweifelt, verſuchte in meine Handfläche zu beißen, ſtrampelte wild mit den Beinen. Ich flüſterte:

„Sei ruhig! Wir ſind Freunde! Hörſt du, wir ſind vom gleichen Stamm.“

Sie ſtöhnte dumpf unter meinem Griff, ihr Widerſtand

ließ nach, und plötzlich sank ihr Körper in meinen Armen zusammen. Und nun sah ich, daß eine breite Wunde über ihrer linken Brust klaffte, aus der rotes Blut strömte. Ich ließ die Frau los, griff nach einem breiten Blatt aus dem Unterholz und preßte dieses auf die Wunde.

„Hast du sie erschlagen?" flüsterte Tiors Stimme über meiner Schulter.

„Sie war verwundet. Ich hatte es nicht gesehen. Nun blutet die Wunde wieder."

„Sie wollte wohl nicht weiter, und da haben sie sie erstochen," mutmaßte Tior. Die Frau schlug die Augen auf und stöhnte. Ich sagte leise:

„Wir sind Freunde. Wir sind vom gleichen Stamm. Wir tun dir nichts. Wo sind die Schwarzen?"

Sie blickte mich lange an, dann lächelte sie schwach: „Der Reißertöter! ... Ich dachte, du bist tot. Der Zauberer sagte, er hätte dich in einen Waldschratt verwandelt. Bist du wieder Mensch?"

Ich fauchte wütend: „Er hat gelogen! Ich bin niemals Schratt gewesen. Wo sind die Schwarzen?"

Sie richtete sich auf dem Ellbogen auf und verzog das Gesicht vor Schmerzen. Schwach wies ihre Hand die Richtung: „Sie wollen zurück in die Steppe. Sie sind kopflos, und der Zauberer führt sie."

„Er ist ein Lügner. Sein Zauber hat nichts vermocht gegen unsere Pfeile."

„Er hatte sie gewarnt, aber sie hatten getanzt, ohne aufzupassen."

Sie verteidigte ihn noch! Ich sagte: „Wenn er ein Zauberer wäre, dann hätte er unsere Pfeile verzaubern können. Aber sie trafen, die Pfeile!"

Tior mischte sich ein: „Wieviele Schwarze sind mit ihm? Sind sie bewaffnet?"

Sie zeigte zweimal ihre gespreizten zehn Finger. „Vielleicht ein paar mehr. Und Weiber, aber nicht viele. Die an-

dern ſind mit dem ſchwarzen Zauberer gegangen. Über den Felsrücken auf dem kürzeren Wege. Sie haben einige Bogen mit — die meiſten waren ſo erſchrocken, daß ſie ihre Speere und Keulen fortwarfen. Der Zauberer ſchalt ſie. Auch der Häuptling. Und der ſchwarze Zauberer hetzt gegen ihn — er iſt mit den Weibern im anderen Trupp."

Ich fragte: „Der Hinkende wird getragen? Ich ſah die Fährte."

Sie nickte, dann aber wurde ſie weiß um den Mund herum und ſank zuſammen. Ganz leiſe bat ſie: „Waſſer!"

Tior hatte einen dieſer trockenen Kürbiſſe am Gürtel, in dem das Seevolk Trinkwaſſer trägt. Er gab ihr zu trinken. Die Farbe kehrte wieder in ihre Wangen. Ich ſagte: „Deine Wunde blutet nicht mehr. Kannſt du gehen? Wir müſſen ihm nach, und du kannſt nicht allein zurückbleiben. Die Wildhunde zerfleiſchen dich."

„Was wollt ihr von ihm?" fragte ſie plötzlich eifrig. „Ihr ſollt ihm nichts tun, hört ihr!"

Ich ſagte: „Das iſt Männerſache. Er hat mein Weib, die Urda, ermorden laſſen. Und auch Ona vom Seevolk iſt durch ſeine Schuld umgekommen. Er iſt ſchwer in meiner Schuld."

„Und er hat unſeren Stamm vernichten laſſen, durch Hinterliſt", ſagte Tior. „Meine Alten ſind tot — und deine auch, Bings-Tochter. Ich habe deinen Vater fallen ſehen mit einem Pfeil durch das Eingeweide. Und deinen kleinen Bruder haben ſie am Spieß geröſtet — haſt du das nicht geſehen? Und es war er, der Hinkende, der Verräter, den du Zauberer nennſt, der ſie hergeführt hatte."

Sie wand ſich auf dem Boden und ſtöhnte. Jedes Wort traf ſie wie ein Speerſtich. Ich ſagte: „Du kennſt das Geſetz: wer nicht Rache an dem Untäter nimmt, iſt ehrlos. Wir wollen nicht ehrlos ſein."

Sie ſchrie auf, warf die Arme hoch: „Dann tötet mich, Männer! Tötet mich! ... Denn ich bin ehrlos und habe mit dem Mörder meiner Alten, mit dem Mörder meines Stam-

mes geſchlafen!“ Sie riß das Blatt, das an ihrer Wunde klebte, ab und warf ſich aufs Geſicht. Ich mußte an Urda denken, die ähnlich verzweifelt war und doch dem Hinkenden hörig, obgleich ſie mich gern hatte und ein Kind von mir trug. Ich wandte mich ab. Tior ſagte: „Und als er von dir genug hatte, ließ er dich niederſtechen.“

„Das iſt nicht wahr!“ ſchrie ſie, und ich mußte ihr wieder den Mund mit der Hand verſchließen. Als ſie ruhiger wurde, ließ ich ſie wieder los. Sie ſagte: „Ich trat auf einen ſpitzen Aſt und konnte nicht gehen. Sollte ich die Flucht aufhalten? Darauf ließ der Häuptling einen der Männer mir den Speer in die Bruſt jagen. Alf war es nicht, er war vorn und ſah es nicht.“

Wir ſtanden beide unſchlüſſig über ihr. Tior meinte: „Sie iſt ehrlos und hat den Tod verdient ... Aber der Hinkende hat ſie verzaubert.“

„Das iſt der einzige Zauber, den er an ſich hat — das mit den Weibern. Damals wollten mich die jungen Weiber des Stammes töten, als er vor mir ausrückte und den Stamm verließ. Es iſt ſchon ſo — er hat es eben an ſich.“

Das Weib ſchluchzte leiſe, das Geſicht ins Gras geſteckt. Tior fragte: „Was machen wir mit ihr? Wenn wir ſie hier laſſen, wittern die Wildhunde das Blut und zerfleiſchen ſie. Aber wir dürfen doch keine Zeit verlieren.“

Das Weib richtete ſich auf den Armen auf. Breit floß das Blut aus ihrer Wunde. Sie ſagte ruhig: „Stoßt zu. Ich werde doch nicht lange leben. Ich habe wohl kein Blut mehr, der Kopf ſchwindelt mir. Und lieber tot als lebendig von Schakalen gefreſſen.“

„Sie hat Recht“, ſagte Tior leiſe und gab mir meinen Bogen zurück. Bevor ich etwas ſagen oder tun konnte, ſtreckte ſein Speer ſie zu Boden, und er hatte beſſer gezielt als der Schwarze, der ſie verwundet. Ich ſagte durch die zuſammengebiſſenen Zähne hindurch:

„Noch ein Blut mehr auf ſeinen Kopf! ... Hinkender, wir kommen!"

Wir gruben eine ziemlich tiefe Grube in dem weichen Waldboden und legten die Tote hinein. Ich mochte nicht, daß ſie mit feuchter Erde zugeworfen wurde und bedeckte die Leiche erſt mit Laub, und dann erſt ſchütteten wir die Grube zu und ſtampften ſie feſt. — Inzwiſchen war es Nacht geworden, und wir waren rechtſchaffen müde. Wir erkletterten einen Baum und ſchliefen in zwei Aſtgabeln ein paar Stunden. Dann brachen wir wieder auf, ohne uns mit Jagd zum Frühſtück aufzuhalten.

Die Fährte der Flüchtigen war nicht ſchwer zu verfolgen. Selbſt im ſchwachen Licht der Morgendämmerung war ſie an abgebrochenen Zweigen und zertretenem Unterholz zu erkennen. Dann aber führte ſie uns auf eine ſteinige Ebene hinaus, auf der ſie übernachtet hatten, und dann wurde das Fährtenleſen ſchwer. Es war nackter Sandſtein, der keinerlei Spuren trug, und die Ebene ſchien ſich bis zu den Felſen am Horizont zu erſtrecken, von ſanften Wellen durchzogen, in denen ſpärliches Gebüſch wucherte.

Wir hielten Umſchau im ſchier unerträglichen Sonnenglaſt. Vom Feind war nichts zu ſehen. Vermutlich aber war er quer über die Ebene, wie ein Pfeil fliegt, geradeaus gezogen, und ſo merkten wir uns einige markante Felszacken als Richtpunkt und marſchierten ſchnell weiter, nachdem es mir gelungen war, einen jungen Saiga-Bock mit einem Pfeilſchuß zu erlegen, und wir eine kurze Mahlzeit gehalten.

Die Geländewellen waren nicht ſo ſanft und niedrig, wie ſie auf den erſten Blick erſchienen. Als wir eine ſolche Welle erſtiegen hatten, erblickten wir weit voraus ein Häuflein Menſchen, die uns zwergenhaft klein erſchienen, die einen Hügelhang erklommen, um dahinter zu verſchwinden, als hätte die Erde ſie verſchluckt. Die ſandgelbe Ebene täuſchte das Auge über ihre Form, beſonders als das Sonnenlicht darüber flimmerte.

Wir folgten den Flüchtigen, natürlich vorsichtiger, indem wir jedesmal Umschau hielten, bevor wir eine Hügelkuppe bestiegen. Ab und zu bekamen wir die Schwarzen zu Gesicht, und ich glaubte sogar, den Hinkenden auf den breiten Schultern eines Schwarzen erkennen zu können. Aber die Entfernung war noch zu groß, um sicher zu sein. Die Sonne brannte unbarmherzig herab. Durst meldete sich.

Am Nachmittag verringerte sich die Entfernung. Anscheinend hatten die Schwarzen gerastet, während wir uns im Gehen mit einem Stück Antilopenfleisch begnügten. Ich sagte: „Sobald es dunkel wird, überfallen wir sie. Am besten gleich von zwei Seiten, damit sie nicht erkennen, wieviele wir sind."

„Aber wir sind nur zwei, und ihrer sind zweimalzehn", entgegnete Tior zögernd.

„Wir wissen, wieviele es sind, und sie wissen nicht einmal, daß wir da sind. Und sie sind nicht einmal bewaffnet."

„Aber viele Hunde sind des Hasen Tod", beharrte er.

„Wir warten, bis sie schlafen. Wenn sie einen Wachposten ausstellen, schieße ich ihn erst ab, und dann nichts wie drauf! Sie haben Furcht, Freund. Und Furcht macht das Auge unsicher und den Arm schlapp. Weißt du noch, wie wir den Behaarten Alten erlegt haben? Du hast mir zuerst nicht geglaubt, und dann klappte alles, wie ich gesagt habe."

Er fügte sich. Wir folgten noch eine Weile den Flüchtigen, und beim nächsten Mal, als wir sie wieder erblickten, waren wir ihnen schon viel näher gekommen. Wir konnten sehen, daß der Hinkende jetzt auf eigenen Füßen lief, lahmend und langsam, als letzter im Trupp. Anscheinend litten auch die Feinde an Durst. Am liebsten würde ich ihnen in langen Sprüngen nachsetzen, aber selbst meine Wut vermochte nicht, mich zu diesem Wahnsinn zu verführen. Einige Schwarze trugen Bogen — ich wäre nicht weit gekommen, wenn ich es versucht hätte.

Plötzlich berührte mich Tior an der Schulter. Seine Speerspitze wies in Richtung der untergehenden Sonne. Ich warf

einen Blick in dieſe Richtung und ging ſofort in Deckung. Ein Trupp Menſchen näherte ſich uns — und ſie mußten eine beſſere Sicht gehabt haben als wir, die wir gegen die Sonne blickten. Wir konnten nicht erkennen, was das für Menſchen waren, nur daß es ein ziemlich ſtarker Trupp war, und daß einige von ihnen lange Speere trugen.

„Vielleicht ſind es die Herren der Steinwüſte", mutmaßte ich. „Wir wiſſen ja nicht, welches Volk hier jagt. Sie haben uns ſicher geſehen."

„Wir müſſen fort", ſagte Tior. „Benutzen wir dieſe Senke — Spuren hinterlaſſen wir auf dem Stein ja nicht."

„Erſt ſehen, ob ſie Anſtalten machen, uns anzugreifen", ſagte ich und ſchob mich langſam auf die Kuppe der Bodenwelle. Die Sonne blendete ſtark, doch als ich die Augen mit der Hand beſchattete, konnte ich ſehen, daß der Haufe immer noch geſchloſſen vorrückte. In der Mitte ſchien einer mit einem Federbuſch auf dem Kopf zu gehen. Tior, der ſich neben mir ausgeſtreckt hatte, machte einen leiſen Ausruf:

„Schwarze!... Und der mit den Federn iſt deren Zauberer!... Sieh die Weiber!... Sie wollen ſich den anderen anſchließen."

Ich ſchlug mit der Fauſt gegen den Stein. Das fehlte uns noch! Jetzt würde der Haufe doppelt ſo ſtark ſein, auch wenn über die Hälfte der Neuankömmlinge Weiber waren. Und wenn ſie uns erſpäht hatten, dann würden ſie den anderen berichten, daß ſie verfolgt würden. Merkwürdig, daß ſie keine Anſtalten machten, ſich gegen uns zu ſichern. Sie mußten uns doch geſehen haben, als wir im vollen Schein der ſinkenden Sonne auf dem Hügel ſtanden. Und trotzdem trotteten ſie weiter, als wären ſie vollkommen in Sicherheit.

Etwas mußte unternommen werden. Wir mußten fort, um dieſem neuen Feind zu entgehen. Und mein ſchöner Plan ſchien mißlungen, noch bevor wir zur Verwirklichung ſchreiten konnten. Ich machte Tior ein Zeichen und begann erſt zu kriechen, dann aber, hinter der Bodenwelle gedeckt, gebückt davonzu-

laufen. Von Zeit zu Zeit ſchlüpfte einer von uns hinauf, um ſich über die Bewegungen des Feindes zu unterrichten. Aber ſie zogen weiter, als wären ſie allein in der Welt, und ich dachte mir, daß die Zauberer ſchlechte Führer auf Kriegszügen ſein müßten.

Nach einer Weile ſagte Tior, indem er ſeine Kürbisflaſche ſchüttelte: „Ich habe Durſt, Freund. Und Waſſer ſcheint es hier nicht zu geben."

Wir in der Savanne waren gewohnt, vor dem Sonnenuntergang ausgiebig zu trinken — bei uns herrſchte kein Mangel an Waſſer. Auch ich hatte Durſt, daß mir der Gaumen brannte, aber ich ſchwieg. Was nützten die Worte? Ich lief alſo weiter, aber ich merkte, daß es mir mit jedem Schritt ſchwerer wurde. Und nun verſtand ich, weshalb der Haufe der Schwarzen ſo teilnahmslos dahertrottete: ſie waren ſicher länger als wir durch die Steinwüſte im heißen Sonnenſchein gezogen und verdurſteten nun allmählich. Ich blickte nach rechts, wo der Urwaldgürtel, den wir überquert hatten, liegen mußte. In der ſinkenden Dämmerung war er nicht zu erblicken. Wir würden die ganze Nacht bis dahin laufen müſſen. In mir ſtieg die Wut auf: endlich hatte ich meinen Feind ſchier in Pfeilſchußnähe, und nun kam wieder etwas dazwiſchen!

„Da!" ſagte Tior heiſer. „Waſſer!"

Tatſächlich ſchimmerte der Widerſchein der Abendröte anſcheinend in einem Tümpel. Unwillkürlich lief ich darauf zu, ohne mich weiter um Deckung zu kümmern. Tior war mir ſchon voraus, und endlich warf er ſich der Länge nach hin. Ich folgte ſeinem Beiſpiel, und meine Lippen berührten die Waſſerfläche.

Gierig zog ich das kühle Naß ein, doch dann ſpuckte ich es voll Ekel aus: das Waſſer war bitter und ſalzig, völlig ungenießbar.

Auch Tior erhob ſich mutlos. „Und ich habe ſolch einen Durſt", ſagte er ſchwach.

„Du haſt dein Waſſer zu früh ausgetrunken", ſagte ich heiſer.

„Ich habe auch dem Weib davon abgegeben", verteidigte er ſich.

Ich mußte lachen: „Erſt gibſt du ihr Waſſer und dann erſtichſt du ſie!"

„Sollte ich ſie einfach liegen laſſen als Hundefraß im Walde? ..." entgegnete er böſe. „Wo kriegen wir Waſſer?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht erlegen wir ein Tier und ſaufen ſein Blut."

„Wo gibt es hier Tiere!" meinte er mutlos. „Nicht einmal eine Ratte iſt zu ſehen."

Ich ſchwieg. Was nützte das Reden — es ſtrengte bloß unnötig an. Vielleicht würde nachts Tau fallen. Dann könnte man wenigſtens den Fellſchurz, den man trug, ausſaugen. Ein paar Tropfen würden genügen. Ein paar Tropfen nur! ... Ich blickte auf die matt blinkende Oberfläche des Sees. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß hier ſo viel Waſſer war, und doch der Durſt nicht gelöſcht werden konnte. So etwas kannten wir in unſeren Savannen droben nicht. Und der Anblick der Waſſerfläche machte den Durſt noch quälender.

Ich wandte mich ſchroff ab: „Komm, gehen wir. Vielleicht finden wir irgendwo Waſſer." Meine Stimme klang ganz heiſer. Tior gehorchte, aber ich ſah, daß er nur mühſam die Füße nachſchleifte. Ich mußte an Fiſche denken, die wir in unſeren Seen und Bächen angelten. Auch ſie ſperrten den Mund auf, zappelten und wurden dann ſchnell ruhig und ſtarben. Ob wir auch würden ſterben müſſen, weil wir nichts zu trinken hatten?

Wir ſchlichen ziellos durch die Steinwüſte. Über uns funkelten böſe unzählige Sterne. Ich fand die „Große Schöpfkelle" zwiſchen ihnen und wußte nun, wo Mitternacht war. Aber was nutzte es. Im Norden lag unſere ſchöne Savanne, die vielen Bäche, Flüſſe, Seen mit kühlem, klaren Waſſer.

Aber es war weit, Tage und Tage weit, mehr Tage, als ich Finger und Zehen beſaß.

Tior ließ ſich plötzlich auf die Erde fallen. Ich blieb neben ihm ſtehen. „Komm, ſteh auf, komm. Das Waſſer kommt nicht zu uns. Wir müſſen zum Waſſer.“

Er ſtöhnte nur, regte ſich nicht. Ich ſtieß ihn mit dem Bogen an. Schließlich erhob er ſich, ſchwer und mutlos. Wir ſchlichen weiter.

Ein dumpfes Grollen in weiter Ferne ließ mich aufhorchen. Es kam mir ſo bekannt vor, erinnerte mich an etwas, was ich total vergeſſen hatte. Und dann zuckte es fahl irgendwo über dem Horizont. Einmal, zweimal. Die Sternenpracht in dieſer Himmelsrichtung bezog ſich mit einem Schleier, verblaßte, verſchwand. Tior hob den Kopf, witterte.

„Ein Unwetter“, krächzte er heiſer. „Es wird Regen geben. Ich rieche ihn.“

„Gehen wir ihm entgegen“, ſagte ich. Natürlich war es ein Gewitter. Aber woran erinnerte mich das Blinken und das Grollen? Einmal muß ich es ſchon erlebt haben, in einer anderen Steppe, und es ragte auch eine gewaltige Gebirgskette am Horizont, und es roch nach Wermut und ...

Der Donner kam näher, die Blitze wurden violett, ſie jagten einander und beleuchteten für Augenblicke die troſtloſe Steinwüſte. Ein heißer Wind rauſchte auf, warf uns feinen, ſcharfen Sand ins Geſicht. Über dem Erdboden ſchleifte er gläſern.

Die erſten ſchweren Regentropfen klatſchten groß, warm gegen unſere Schultern. Als ein ſolcher Tropfen auf meine Stirn fiel und herunterrann, fing ich ihn mit der Zungenſpitze auf — wie wohl das tat!

Wir befanden uns gerade in einer ziemlich ſchmalen Senke, als der Wolkenbruch herniederkam. Er kam mit einem Geräuſch wie ein Waſſerfall im Hochgebirge, und das Himmelswaſſer war plötzlich kalt. Wir fingen es notdürftig mit hohlen Händen auf und ſchlürften es lachend, jauchzend. Die Blitze

zuckten über uns hinweg, das Grollen des Donners vermiſchte ſich mit dem Rauſchen des Wolkenbruchs. Und dann plätſcherte Waſſer wie ein Bächlein um unſere Füße, ſtieg immer höher, wurde reißender und kälter. Wir beachteten es zuerſt nicht, ſondern warfen uns ſogar auf alle Viere nieder und tranken, tranken. Doch dann mußten wir den Hang hinan, denn das Waſſer ſtieg rapide.

Erſt gegen Morgen ließ der Regen nach. Wir lagen dicht unter der Kuppe der Bodenwelle, notdürftig vor dem Sturm geſchützt, und froren. Die Sehne des Bogens fühlte ſich ſchlaff an, wohl wegen der Feuchtigkeit. Tior füllte ſeinen Flaſchenkürbis mit Waſſer für den kommenden Tag.

Glühend rot ſtieg die Sonne im Dunſt der ſich verziehenden Wolken auf, übergoß die Wüſte gleichſam mit Blut. Es wurde plötzlich warm. Lila und blaue Wolkenfetzen jagten am Himmel dem Sturm nach, verſchwanden. Und dann ſtrahlte wieder der ſüdliche Himmel über uns, und die Sonne meinte es reichlich gut.

Vorſichtig hielten wir Umſchau. Ein Rudel Gazellen floh leichtfüßig, ſchier ohne mit den Hufen den Boden zu berühren, vorbei. Ich legte einen Pfeil auf die Sehne, doch dieſe war noch feucht und ſchlaff, der Schuß ging zu kurz, ich ſuchte und fand brummend den Pfeil. wieder. Der Bogen war noch nutzlos.

Dann erblickte Tior die Schwarzen. Es war der Trupp, zu dem der Hinkende gehörte. Sie lagen keine drei Pfeilſchüſſe von uns entfernt, ſchienen uns aber noch nicht entdeckt zu haben. Wir gingen in Deckung, beratſchlagten.

„Wenn wir bis zur Nacht warten, ſtoßen die anderen vielleicht zu ihnen", ſagte ich. „Wir müſſen gleich handeln."

Tior war anderer Meinung: „Dein Bogen iſt untauglich. Natürlich die ihren auch, aber ſie ſind viele und wir nur zwei. Im Kampf mit dem Speer ſind ſie uns überlegen. Wir müſſen warten, Freund."

Ich mußte einſehen, daß er Recht hatte. Wir beſchloſſen, ein ſicheres Plätzchen zu ſuchen und zu ruhen. Schließlich fanden wir eine ausgehöhlte Stelle in der Sandſteinböſchung, krochen hinein und ſchliefen bis weit über Mittag. Ich ſagte mir, daß auch die Schwarzen Ruhe brauchten und ſchlafen würden.

Als wir aufwachten und von der nächſten Bodenerhöhung Umſchau hielten, traf gerade der andere Trupp Schwarzer beim erſten ein. Wir waren zu weit entfernt, um alles genau zu ſehen, doch es ſchien eine Aufregung unter den Feinden zu herrſchen. Sie fuchtelten mit den Armen und Waffen und ſchienen ſich zu ſtreiten. Der federgeſchmückte Zauberer und der dicke Häuptling ſtanden ſich gegenüber.

Wir pirſchten uns näher heran. Die Feinde waren mit ihrem Streit ſo beſchäftigt, daß wir keine beſondere Vorſicht zu beachten brauchten. Schließlich lagen wir einen guten Pfeilſchuß von ihnen entfernt auf dem warmen Felſen, und die Sonne brannte wie Feuer auf unſere Rücken herab. Ich befühlte die Bogenſehne. Sie war wieder ſtraff.

Die Auseinanderſetzung unter den Schwarzen ſteigerte ſich. Wir hörten ſie ſchreien und die Weiber kreiſchen. Und dann ſahen wir den Hinkenden mit ſeinem Rengeweih auf dem Kopf, der zwiſchen den dicken Häuptling und den ſchwarzen Zauberer trat und mit weit ausholenden Gebärden etwas erzählte. Er ſchien die Sprache der Schwarzen gelernt zu haben, denn wir hörten auch ſeine tiefe Stimme, die uns unverſtändliche Worte mit großer Behendigkeit herunterrollte. Der Schwarze verſuchte, ihn zu unterbrechen, aber nun drängten ſich die Weiber vor, fuchtelten mit den Armen und ſchienen, ihrem eigenen Zauberer zu drohen. Auch der Hinkende machte drohende Geſten, und in der Rechten ſchwang er ein ſchweres Steinbeil. Der dicke Häuptling verſuchte anſcheinend zu vermitteln, aber niemand ſcherte ſich um ihn, auch als er eines der Weiber mit einem Fußtritt zu Boden ſandte.

Ich ſagte: „Los! Wir greifen an!“ Und rannte vor, kniete

dann und ſpannte den Bogen. Meine Augen folgten dem Flug des gefiederten Peils, und ich warf die Hand mit dem Bogen triumphierend hoch, als der Hinkende zur Erde ſank und mit den Händen nach dem Pfeilſchaft griff, der aus ſeiner Gurgel ragte. Das Geſchrei und Gekreiſch verſtummte. Alles ſtarrte den Gefallenen an. Nun ſandte ich noch einen Pfeil, diesmal dem dicken Häuptling zugedacht, und ſtimmte unſeren Kriegsruf an, in den Tior mit heiſerem, tiefem Baß einſtimmte.

Ich konnte den Köcher halb leer ſchießen, bevor die Feinde begriffen, was vor ging. Ein halbes Dutzend von ihnen und mehr wälzten ſich auf dem Boden. Plötzlich brüllten die Überlebenden auf, warfen ihre Waffen fort und rannten kopflos davon. Männer und Weiber durcheinander. Nur einer blieb und rannte mit erhobenem Speer auf uns zu: der ſtarke Sigr.

Zwei Pfeile ſteckten in ſeiner Schulter und Bruſt, als er auf einen Speerwurf vor uns ſtand. Ich ergriff einen der leichten Speere, die Tior trug, doch dieſer brüllte heiſer auf und rannte Sigr entgegen.

Es kam, wie es zu erwarten war. Obgleich Sigr im Sterben war, rannte er noch den Speer durch Tiors Leib. Beide ſanken ſie ſterbend zu Boden, und als ich hinzukam, war alles vorüber. Ich war allein in der Steinwüſte, und in der Ferne rannten ſchreiend und kreiſchend die ſchwarzen Männer und Weiber und Kinder davon. Hoch über uns kreiſten bereits einige Adler und Geier, die einen reichen Schmaus witterten.

Ich fand eine ſandige Stelle in der Nähe, wo ich Tior begraben konnte. Die Grube war nicht tief, aber ich hoffte, daß die Schakale und die Hyänen ſie nicht aufkratzen konnten. Ich legte den Freund hinein und ſchüttete das Grab zu.

Und dann holte ich mir das, was ich mir zugeſchworen hatte: die Schädeldecke Alfs des Hinkenden. Bis zum Abend hatte ich zu tun, um ſie abzutrennen, zu reinigen, die Ränder abzuſchleifen. Aber dann lag ſie in meiner Hand, ein Trinkgefäß zum Gedenken der Toten. In dem Haufen der Gefallenen

ſtöhnte und regte es ſich ſchwach. Es waren wohl nicht alle Schwarzen tot.

Ich trank den Reſt vom Waſſer aus Tiors Flaſche und machte mich auf den Weg. Ich richtete mich nach den Sternen und war nicht ſicher, ob ich lebendig die Wüſte würde überſchreiten können. Denn Waſſer war in der Wüſte lebensnotwendig, und ich wußte nicht, ob ich Waſſer finden würde.

Hinter mir balgten ſich Schakale und Hyänen um die Leichen — einige von den Schwarzen lebten noch, aber ſie kümmerten mich nicht. Meine Rechnung war beglichen. Ich wollte nichts wie heim in unſere ſchöne, ſonnige und doch kühle Savanne.

Unentwegt ſtapfte ich weiter unter dem Sternengefunkel. Allmählich fühlte ich trockenes, ſtachliges Gras unter den Fußſohlen. Und wo Gras war, mußte auch Waſſer ſein. Aber es war mir eigentlich gleichgültig. Ich hatte meinen Eid gehalten, alles andere war gleichgültig. Und wenn der Hinkende tot war, ſo würde Friede in der Welt ſein. Denn es war ſeine Machtgier, die all das Unglück verurſacht hatte. Und dieſe Machtgier war tot.

Beim Sonnenaufgang ſtand ich an einem See. Erſt argwöhnte ich, daß ſein Waſſer wieder bitter und ungenießbar wäre. Aber es paddelten einige Wildenten darauf und ab und zu plätſcherten Fiſche darin. An einigen Stellen wuchs dichtes Schilf bis ins Waſſer hinein. Es ſchien doch Süßwaſſer zu ſein. Ich watete bis zu den Knien hieein, nahm meine Trinkſchale und weihte ſie ein. Noch nie hatte mir Waſſer ſo gut geſchmeckt wie aus dieſem Gefäß. Ich trank und trank und dachte an Urda, an Tior, an Ona, an all die Toten, die der Machtgier eines Zauberers, eines Prieſters zum Opfer gefallen.

Dann marſchierte ich weiter, obgleich mir die Beine und das Kreuz ſchmerzten. In der Steppe, die nun die Wüſte ablöſte, wimmelte es von Tieren, und es war nicht leicht, ein ſicheres Plätzchen für die Raſt zu finden. Allmählich aber

tauchten Aloebüſche und andere Sträucher auf, endlich auch Bäume, und bald fand ich einen Baum, auf dem man ruhig ſchlafen konnte. Antilopen, Wildpferde und Wiſente weideten ringsum. Ja, ich ſah auch einige Mammute in der Ferne ragen, und alles erinnerte mich an unſere Savanne, nur daß die Sonne hier heißer brannte.

Das heiſere Brüllen eines Säbelzahntigers ließ mich aufhorchen. Nun, auf einen Baum würde das Untier nicht klettern. Bevor ich aber meinen luftigen Sitz beſtieg, ſchoß ich erſt eine junge Antilope, zündete mit den beiden Hölzern ein Feuerchen an, wie ich es bei dem Seevolk gelernt hatte — wir in der Savanne benutzten Feuerſteine zum Feueranmachen und kannten die beim Seevolk üblichen Feueranzüder nicht —, und briet mir ein ſaftiges Stück Fleiſch.

Merkwürdigerweiſe ſättigte mich die Mahlzeit nicht. Je mehr ich aß, deſto hungriger wurde ich. Hungriger und müder. Alle Knochen taten mir weh. Schließlich ſchlief ich neben dem Feuer ein, immer noch beſtrebt, meinen Hunger zu ſtillen. Und im Schlaf fühlte ich, wie ein Reißer, ein Säbelzahntiger, heranſchlich. Ich wollte aufwachen, aber es gelang mir nicht. Immer näher kam die Beſtie angeſchlichen, ich fühlte deutlich ihre Nähe, ja, ich glaubte, ihren heißen Atem an meinem Geſicht zu ſpüren. Vergeblich mühte ich mich, die Lider zu öffnen oder aufzuſpringen oder einen Speer zu ergreifen. Ich war wie gelähmt, ich wußte, was um mich vorging, und konnte weder etwas ſehen, noch mich bewegen.

Und dann packte mich der Tiger an der Schulter und ſchüttelte mich. Es tat nicht gerade weh, aber ich ſpürte den Druck ſeiner Zähne an meinem Körper und wußte, daß ich verloren war. Und der Atem des Tieres hauchte mich an, und er roch — nach Rauch ...

... Er roch nach altem Zigarettenrauch. Ich riß plötzlich die Augen auf und blinzelte ins Licht, denn die Sonne ſchien mir direkt ins Geſicht. Vor mir ſtand ein Mann in Polizeiuniform und ſchüttelte mich an der Schulter.

Auch ich war bekleidet, normal bekleidet, wie es im Wirtſchaftswunderdeutſchland üblich iſt — mit Mantel und dunklem Anzug und braunen Schuhen. Ich ſaß auf einer harten und wenig bequemen Bank im Engliſchen Garten in München und zwinkerte, noch ſchlafbenommen und verſtändnislos mit den Augen.

„Mei, hab'n Sie an Schlaf!" brummte der Schutzmann gutmütig. „A Maß z'vui g'habt am frühen Vormittag?"

„Ich ... ich muß wohl eingeſchlafen ſein ...", ſtotterte ich verlegen. Alle Glieder taten mir weh, und ich fühlte die Kühle des Herbſttages durch den Mantel hindurch.

„Scheint mir auch", meinte der Schutzmann.

Ich reckte die Glieder, ſtand auf. „Dank auch, Herr Wachtmeiſter. Ich hätte wohl bis morgen ſo weiter geſchlafen, wenn Sie mich nicht geweckt hätten."

„Schau'ns bloß nach, ob man Eahna nix klaut hat, während Sie g'ſchlaf'n hab'n", riet er vorſorglich. Ich befühlte meine Taſchen. Nein, die Taſchendiebe hatten ein Einſehen. Es war alles da, die Brieftaſche, das loſe Kleingeld in der Hoſentaſche. Und das Paket mit Farbtuben auch. Ich grinſte:

„Alles da! Wenn mich ſchon der Tiger nicht gefreſſen hat! ..."

Er blickte mich an, als hielte er mich für nicht ganz normal, doch ich tippte mit dem Finger an die Stelle, wo bei gutbürgerlichen Menſchen die Hutkrempe ſaß, und ging ſchnell heim.

Aber es gelang mir nicht gleich, mich von dem Bann des Traumes zu befreien. Unwillkürlich erwartete ich ſandgelbe Saiga-Antilopen, turmhohe Mammute oder klobige Wollnashorne hinter Baumgruppen und Büſchen, oder das Krei-

ſchen der ſchwarzen Weiber zu hören. Und ich wunderte mich dumpf, dunkelblaue Hoſen mit Bügelfalte um meine Schienbeine flattern zu ſehen.

Ich mußte lächeln, als ich weiterging und mir einzelne Bilder des langen Traums ins Gedächtnis rief. Solch eine wirre Angelegenheit! So ziemlich alle Zeitalter — Altſteinzeit, Jungſteinzeit, Bronzezeit, alles durcheinandergeworfen. Und wie konnte man von Gerda als Urda träumen — der Pater als Schamane war ſchon irgendwie glaubhafter. Es waren wohl Lovicek's und Irwings hitzige Streitreden am Abend, die ſich in der Brechung des Traumgeſichts niederſchlugen. Und meine perſönlichen, mir ſelbſt kaum bewußten Gefühle und Empfindungen.

Und jetzt werde ich Lovicek ins Handwerk pfuſchen. Ich, der Malerjüngling Hans Holthaus, ich werde jetzt die ganze Geſchichte niederſchreiben, die Geſchichte, die ich ſo bunt und aufregend geträumt habe. Ob es Kunſt, Literatur wird, das mögen die Jungens entſcheiden. Und Gerda. Mir iſt das wurſcht. Denn der Traum hat mir perſönlich Spaß gemacht.

Ende